ZENTRALBLATT FÜR PSYCHOTHERAPIE

UND IHRE GRENZGEBIETE EINSCHLIESSLICH DER MEDIZINISCHEN PSYCHOLOGIE UND PSYCHISCHEN HYGIENE

ORGAN DER ALLGEMEINEN ÄRZTLICHEN GESELLSCHAFT FÜR PSYCHOTHERAPIE

HERAUSGEGEBEN VON

E. KRETSCHMER
MARBURG

R. SOMMER
GIESSEN

SCHRIFTLEITUNG

R. ALLERS
WIEN

A. KRONFELD
BERLIN

I. H. SCHULTZ
BERLIN



BAND 3 MAI 1930 5. HEFT (27)

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG

ZENTRALBLATT FÜR PSYCHOTHERAPIE UND IHRE GRENZGEBIETE

Herausgegeben von Prof. Dr. E. Kretschmer, Direktor der Univ.-Nervenklinik Marburg und Prof. Dr. R. Sommer, Direktor der psychiatr. Univ.-Klinik Gießen, Am Steg 12 / Jährlich erscheinen 12 Hefte, monatlich ein Heft. Gesamtumfang 50 Bogen = 800 Seiten / Preis M. 36.— (ausschließlich Porto) / Das Honorar für Originalarbeiten beträgt M. 100.— für den 16seitigen Druckbogen. Außerdem erhalten die Herren Mitarbeiter von ihren Originalbeiträgen 50 Sonderdrucke kostenlos geliefert. Ein Mehrbedarf muß bei Rücksendung der Fahnenkorrektur angegeben werden.

ANSCHRIFTEN DER SCHRIFTLEITUNG:

FÜR DEN ORIGINALIENTEIL: Dr. med. et phil. **Arthur Kronfeld,** Berlin W 10, Hohenzollernstraße 3 und Professor Dr. **I. H. Schultz,** Berlin W 62, Ahornstraße 4.
FÜR DEN REFERATENTEIL: Privatdozent Dr. med. **R. Allers,** Wien IX, Schwarzspanierstraße 17.

INHALT DIESES HEFTES:

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. **Hugo Freund,** Dresden-A. 1, Waisenhausstraße 24, II — Dr. **B. D. Friedmann,** Staatliches Institut für neuro-psychiatrische Prophylaxis, Moskau (U.S.S.R.) — Dr. **A. Herzberg,** Berlin W 50, Tauentzienstraße 13 — Fr. **M. Ruben-Lubarsch,** Berlin-Grunewald, Lyckallee 6 — Dr. **W. Stockmayer,** Stuttgart, Herbsthalde 17 — Fr. **I. Kattentidt,** Berlin W 30, Geisbergstraße 38 — Prof. Dr. **I. H. Schultz,** Berlin W 62, Ahornstraße 4

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG



I. AKTUELLES

„Der nervöse Mensch" auf der internationalen Hygieneausstellung 1930. Die internationale Hygieneausstellung, die im Anschluß an die Einweihung des Neubaues des Deutschen Hygienemuseums im Mai dieses Jahres in Dresden eröffnet wird, enthält inmitten einer kleinen Stadt von weiten, teils wuchtigen Ausstellungsbauten einen in Maß und Architektur anspruchslosen Pavillon: Gesundes Seelenleben.

Innerlich bildet er kein geschlossenes Ganzes. Er ist in zwei Gruppen getrennt. Die größere von dem Verband für psychische Hygiene getragen, faßt unter dem Titel „Seelische Hygiene" Psychologie, Psychopathologie, Eugenik, Rauschgifte und soziale Psychiatrie zusammen. Die wesentlich kleinere Gruppe „Der nervöse Mensch" versucht von analytischen Blickpunkten aus das Problem der Neurose als dynamisch-dialektischen Prozeß zur Darstellung zu bringen. Die allgemeine ärztliche Gesellschaft für Psychotherapie hat für diesen Versuch die Mitverantwortung übernommen.

Die Schwierigkeiten eines derartigen Experimentes liegen nicht nur darin, daß mit ihm ausstellungstechnisch Neuland begangen wird. Sie sind vielmehr sachlich und zeitlich durch die Situation bedingt, in der sich die Psychopathologie und Psychotherapie derzeit befinden. Man kann nicht an dem Prozeß der Auseinandersetzung und Klärung der Strömungen und Richtungen vorbeigehen. Man darf sich nicht in ihn verwickeln. Wäre eine Vielfaches an Raum zur Verfügung gestellt worden, konnte man den einzelnen Schulen Anlage und Durchführung einer richtungmäßig betonten Schaustellung überlassen. Mit der Einengung des Rahmens auf etwa 100 qm Bodenfläche engte die Ausstellungsleitung die Gruppe in Form und Inhalt auf eine Demonstration des allen Seiten gestellten Problemes ein. Und so mußten wir uns darauf beschränken, den nervösen Menschen in seiner phänomenologischen und genetischen Problematik überhaupt zu zeigen und in großen Zügen die Beziehungen zur Hygiene herzustellen. Vielleicht ist mit dieser Distanzierung von dem systematischen Neben- und Zueinander zu dem, was historisch heute unter dem Begriff der psychischen Hygiene geht, ein Gutes verbunden. Nämlich daß die analytische Psychologie von der ihr eigentümlichen Kausalitätsbetrachtung aus begrifflich an den vom hygienischen Standpunkte aus noch

recht unreinen Begriff und Vorstellungskreis der Mentalhygiene herankommt. Wir haben dazu in der Gruppe „Der nervöse Mensch" den Vergleich mit den Infektionskrankheiten gewählt, deren Sanierung und Hygiene aufs engste mit dem Einblick in ihre natürliche und gesellschaftliche Ätiologie verknüft gewesen ist bzw. ist. Wir kamen auch von diesem Vergleich her auf die Psychogenese, ihren Prozeßcharakter, zur Analyse des der Verarbeitung zugrunde liegenden Materials und zur Fragestellung nach dem Mechanismus des Verarbeitungsprozesses. Dabei spielte selbstverständlich die schöpferische Gestaltung in der frühen Kindheit als entscheidendes dynamisches Moment eine besondere Rolle. Zunächst die normale Entwicklung mit den wachsenden Blickpunkten: Säugling, Kleinkind, Schulkind und der bildhaften Gegenüberstellung der Blickpunkte des Kindes und des Erwachsenen. Ein Schema führt von den Ausgangspunkten Anlage – Umwelt über die Erlebnisfähigkeit zur Bildung der lebensgerechten und nichtlebensgerechten Lebensform. Mittel und Ergebnisse, Vorbereitung und Erfüllung werden an den Beziehungen Ich und Du, Ich und Beruf, Ich und anderes Geschlecht bildhaft dargetan. Dann folgen die Störungen der seelischen Entwicklung. Störungen der Triebentwicklung, die Rolle minderwertiger Organe, die ungünstigen Familienverhältnisse werden illustriert. Umrahmt wird der Vorgang der schöpferischen Gestaltung zu Anfang von einer Art symphonischer Darstellung des Problemes der Neurose nach Art und Umfang (Reichweite) und zum Ende von der hygienischen Forderung, der idealen, wie dem Nachweis heute möglicher und eingeführter, vorbeugender und heilender Maßnahmen. Dabei wird natürlich die Analyse der rein diagnostischen Stigmatisierung und symptomatologischen Behandlung gegenübergestellt, aber auch nicht unterlassen die sozialpathologische und sozialhygienische Seite der Neurose zu betonen: „Die Nervosität ist eine Störung der Beziehungen zwischen den Ansprüchen des Individuums und den Notwendigkeiten der Realität. Daher ihre soziale Bedeutung und die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung durch die Gesellschaft."

An Raumgröße und Konzentration der künstlerischen Gestaltung wirkt überragend die Wandfläche, die das Problem der Neurose selbst zur Darstellung bringt und zeigt, wie das Leben des modernen Menschen vom Wesen der Nervosität erfüllt und wie der Charakter des Einzelnen neurotisch gefärbt ist. Diese Bildsymphonie zeigt auf einem unteren Plateau Kinder verschiedener Typen den Lebensaufstieg beginnen und unternehmen, zeigt auf der breiten Fläche des Lebens die Gemeinschaft, wie sie heute ist, das Neben- und Gegeneinander in Dutzenden von Lebensformen und seelischen Bewegungen. Wieder mit der Richtung nach oben, zunächst wirklichkeitsnahen oder verwandten Zielvorstellungen zugewendet. Darüber die Fata Morgana

wahnhafter und unerfüllbarer Wunsch und Zielsetzungen. Das Bild enthält aber auch Andeutungen nichtneurotischer Gemeinschaftsbildung und -formung.

Das andere Ausstellungsmaterial kann als eine Auflösung des Bildes in die Einzeldarstellung angesehen werden. Besonderer Wert ist auf die Gegenüberstellung guter und schlechter Gemeinschaft, erzieherisch: guten und schlechten Vorbildes gelegt.

Die Gruppe „Der nervöse Mensch" nimmt in der großen internationalen Hygieneaustellung einen in mancher Hinsicht umstrittenen und ungeschützten Platz ein. Sie kann für die Beurteilung der Ausstellung selbst, so klein sie als Gruppe dasteht, maßgebend werden. Einmal, indem sie beweist, daß eine Hygieneausstellung größten Ausmaßes, eine Hygieneausstellung im Jahre 1930 das Problem des nervösen Menschen zeigen muß, und darüber hinaus, indem sie dartut, wie man es zeigen kann oder muß. Dann aber ist es nicht ausgeschlossen, daß unsere Gruppe eine nicht leicht zu nehmende Kritik der zweiten internationalen Hygieneaustellung zu Dresden in sich trägt. Nämlich, daß die hygienische Bedeutung des Seelenlebens eine geradezu unerträgliche Unterschätzung gegenüber der gigantischen Darstellung der Hygiene des körperlichen Lebens erfahren hat. H. Freund-Dresden.

II. ORIGINALIEN

B. D. FRIEDMANN[1]):

ÜBER EINIGE PSYCHISCHE REAKTIONEN IM ZUSAMMENHANG MIT DER OBJEKTWAHL BEI DER LATENTEN HOMOSEXUALITÄT[2])

Mit den Eigentümlichkeiten des Verhaltens und der psychischen Reaktionen bei der latenten Homosexualität befaßte man sich in der letzten Zeit verhältnismäßig wenig. Bereits im Jahre 1912 wies W. Stekel in seinem Aufsatz „Die Masken der Homosexualität" (Zentralblatt für Psychoanalyse, 2. Jahrg., H. 7) auf Grund seiner Beobachtungen auf eine Reihe von Momenten hin, mit denen sich die latente Homosexualität zu maskieren pflegt. Im „Der nervöse Charakter" erklärt A. Adler die Zweifel, die Sehnsucht, die Eifersucht in einer Reihe von Fällen durch „psychischen Hermaphroditismus". Trotzdem lenkten diese Fragen immer noch die Aufmerksamkeit breiter Ärztekreise in nicht genügendem Maße auf sich. Die Erklärung dafür ist meines Erachtens darin zu suchen, daß eine latente Inversion natürlich

[1]) Aus dem Staatlichen Institut für Neuro-psychiatrische Prophylaxis, Moskau, Direktor: L. M. Rosenstein.

[2]) Nach einem Vortrag in der Wissenschaftlichen Ärztekonferenz des Instituts vom 20. November 1928.

leicht übersehen wird, um so mehr als sie im rein sexuellen Leben sogar sich nicht so sehr in positiven Erscheinungen äußert, als vielmehr in ihrem latenten negativen Einfluß. Die latente Homosexualität erweist als Antagonist der Heterosexualität beständig dieser einen latenten Widerstand, und infolgedessen macht sich nach außen nur eine ungenügende Aktivität und Bereitschaft, in den heterosexuellen Beziehungen bis zum Ende zu gehen, bemerkbar.

Im Grunde genommen wäre es vielleicht richtiger, hier nicht von einer latenten Homosexualität, sondern von einer bestimmten Form der Bisexualität zu sprechen, bei welcher die Inversion im Unbewußten eine gewisse Aktivität besitzt. Solange beide entgegengesetzte Objektrichtungen des Sexualtriebes von Anfang an einander gewissermaßen das Gleichgewicht halten und eine gewisse allgemeine sexuelle Inaktivität bewirken, können sie bis zu einem gewissen Zeitpunkt zu einem psychischen Konflikt nicht führen. Deshalb ist es theoretisch begreiflich, daß die Aktivierung einer dieser Richtungen ihr das Übergewicht über die andere verleiht, was auch zu einer intrapsychischen Kollision führt.

Eine von diesen Bedingungen für die Störung des bezeichneten Gleichgewichts durch Aktivierung einer der Einstellungen ist das Auftreten eines positiven Gefühls für irgend ein heterosexuelles Objekt. Der dabei entstehende psychische Konflikt vermag sich klinisch bisweilen in Form schwerer reaktiver Zustände zu äußern.

Wir möchten hier die Aufmerksamkeit gerade auf verhältnismäßig leichte Reaktionen lenken, die nur selten den Patienten veranlassen, sich an einen Psychiater zu wenden. Diese Reaktionen lernt der Psychiater meist aus der Anamnese kennen.

Auf Grund einiger Beobachtungen an diesen Reaktionen wollen wir der Reihe nach den klinischen Entwicklungsverlauf dieser Reaktionen beschreiben, als ob sie sich bei einem und demselben Objekt bemerkbar machen würden, wie dies auch in Wirklichkeit der Fall zu sein pflegt, wobei wir gleichzeitig einzelne individuelle klinische Varianten hervorheben, bei denen diese oder jene Etappen fehlen.

Daneben machen wir den Versuch, den psychologischen Sinn und den „Mechanismus" des Auftretens dieser Reaktionen zu erklären.

I

Fast gleichzeitig mit dem Auftreten eines positiven Gefühls für das heterosexuelle Objekt[1]) stellen sich qualvolle Zweifel ein, die, wie sehr dies auch

[1]) Wir beschreiben diese Erscheinungen bei Männern, in entsprechender Form können sie jedoch auch bei Frauen beobachtet werden.

paradox sein mag, desto stärker sind, je tiefer das Gefühl ist. Sie beziehen sich auf die eingetretenen Beziehungen und können von zweierlei Art sein. In dem einen Fall beziehen sich diese Zweifel auf das Gefühl des Subjekts, im anderen auf das Gefühl des Objekts.

Im ersten Fall stellen sich etwa folgende Befürchtungen ein: „Was nun, wenn er ihrer überdrüssig wird; was geschieht, wenn er sie plötzlich zu lieben aufhört; was nun, wenn ihm eine andere gefällt?" Neben diesen Zweifeln macht sich eine Unsicherheit und eine Unentschlossenheit bei der Realisierung der Beziehungen bemerkbar, und es schleichen sich Gedanken ein, man müsse auf das Objekt verzichten, solange es nicht zu spät ist.

Im zweiten Fall äußern sich die Zweifel am Gefühl des Objekts in folgenden Befürchtungen. „Was geschieht, wenn sie ihn zu lieben aufhört; was geschieht, wenn er ihr zu gefallen aufhört; was nun, wenn sie sich in einen andern verliebt?" Dabei kommen in den Kopf gerade solche Tatsachen und Urteile über die Frauen, welche sie als Geschöpfe charakterisieren, die kein Vertrauen verdienen, unfähig sind, mit einer einzigen Mannsperson allein zu leben usw. Auch in diesem Fall stellt sich eine Unentschlossenheit ein, sobald das Subjekt dennoch ein gewisses positives Gefühl für das Objekt empfindet.

In beiden Fällen macht sich folglich eine Unsicherheit bezüglich der Stabilität und der Dauer des Gefühls, des Subjekts oder des Objekts, geltend.

Was ist der Sinn dieser Befürchtungen?

Eine Antwort auf diese Frage erhalten wir, wenn wir noch eine gewöhnlich dabei zur Beobachtung kommende Befürchtung in Betracht ziehen, nämlich: „Was geschieht, wenn sie anhänglich ist?" (im ersten Fall) und „was geschieht, wenn er sich von ihr stark angezogen fühlt?" (im zweiten Fall). Diese Befürchtungen machen es uns klar, was das Subjekt eigentlich befürchtet: nämlich sich als vom Objekt oder seinem Gefühl für ihn gebunden zu erweisen. Dies zeugt natürlich davon, daß im betreffenden Fall irgend etwas daran verhindert, es zu wünschen, das Objekt vollkommen zu besitzen oder seine gesamte Libido auf dasselbe zu konzentrieren. Es ist anzunehmen, daß irgend ein Umstand einen Teil der Libido vom heterosexuellen Objekt ablenkt.

Würde es sich einfach so verhalten, wie man es auf den ersten Blick denken könnte, nämlich daß das betreffende heterosexuelle Objekt unser Subjekt ungenügend anzieht, so wäre das Auftreten eines Konflikts mit qualvollen Zweifeln unbegreiflich, denn nichts müßte es daran hindern, das Objekt zu verlassen. Ferner – und dies ist ebenso wichtig – beziehen sich

ja die Zweifel in beiden Fällen auf die Stabilität, die Dauerhaftigkeit des Gefühls und nicht auf seine Intensität[1]).

Worauf wird nun ein Teil der Libido abgelenkt? Die Psychoanalyse deckt in solchen Fällen das Vorhandensein latenter homosexueller Tendenzen in Gestalt unbewußter Anhänglichkeiten auf.

II

Worin besteht nun objektiv das Wesen des Konflikts, und welches ist der Ursprung der Befürchtungen?

Die latente Inversion, bis dahin von der heterosexuellen Einstellung im Gleichgewicht gehalten, müßte ja anscheinend bei einer Aktivierung der letzteren jetzt von ihr vollkommen unterdrückt sein. In Wirklichkeit jedoch kommt etwas ganz anderes zur Beobachtung, nämlich eine Erschwerung für den heterosexuellen Trieb, und dieser Umstand zwingt uns zu der Annahme, daß die latente Inversion dagegen ankämpft, überwunden zu werden.

Mit anderen Worten, wir sehen es, daß der Versuch zur Abschüttlung der Inversion infolge der heterosexuellen Aktivität dem Subjekt nicht gelingt, die Inversion will sich des Rechts auf den Bedarf an Befriedigung nicht entäußern[2]).

Es entsteht nun eine negative Tendenz gegen das Objekt, genährt durch die nicht abgeklungene Inversion, die gegen das jetzt in Person des Objekts entstandene Hindernis ankämpft, sogar unbewußt etwas in der entsprechenden Richtung zu wünschen oder davon zu phantasieren (ein Beispiel für den Einfluß der äußern Realität auf das Unbewußte). Noch mehr, dieses Bestreben, den unbewußten Inversionswunsch unbehindert zu treiben, wirkt wie die Tendenz, dem heterosexuellen Objekt die Libido zu entziehen, und dieser Umstand bewirkt im Bewußtsein die Befürchtung, das Gefühl zum Objekt könne an einem beliebigen Zeitpunkt aufhören.

Jetzt wird es klar, warum Gegenstand des Konflikts die Zeit, d. h. die Dauer des Gefühls ist. Auf die heterosexuelle Einstellung lauert im Unbewußten jetzt ständig ihr Antipode, der für seine Existenzberechtigung ein-

---

[1]) Man muß unterscheiden zwischen der ungenügenden Anziehung durch das betreffende heterosexuelle Objekt, hervorgerufen dadurch, daß dieses dem heterosexuellen Ideal nicht entspricht, und den nicht vollwertigen Gefühlen, die durch intrapsychische Hemmungen anderen Ursprungs bedingt sind.

[2]) Hier ist es von größter Wichtigkeit zu betonen, daß es sich nicht um einen subjektiven, bewußten Bedarf, sondern um einen objektiv und unbewußt wirkenden handelt.

tritt und gewissenmaßen an ihre Stelle treten will. Eine Ausstrahlung dieser unbewußt wirksamen Gefühle ins Bewußtsein hinein ist der Umstand, daß das Subjekt abwechselnd sich vom Objekt anfangs hingezogen fühlt und sodann gewissermaßen zu demselben erkaltet. In diesem Augenblick möchte es natürlich das Objekt verlassen, da es seine Anziehungskraft für dasselbe verloren hat, und sodann scheint es ihm, sein Gefühl hätte ein Ende gefunden. Darin liegt die Quelle seiner Zweifel und seiner Unentschlossenheit. Diese Befürchtungen bezeichnen auch die Phase, wann die Inversion in Wirkung tritt. Klinisch verdient dieser Zustand die Bezeichnung des „ambivalenten". Aus dieser Kollision der Triebe wächst ein anderer Konflikt heraus, und von der Art und Weise, wie er gelöst wird, hängt auch der Typus der in Rede stehenden Reaktionen ab.

Die der Liebe entgegenstehende Tendenz zum Verzicht auf das Objekt erzeugt ein psychisches Leiden deswegen, weil die Liebe ihrer Natur nach ein negatives Verhalten zum geliebten Objekt nicht gestatten kann. Dieser Umstand wird subjektiv als Bewußtsein der eigenen Schuld wegen der Zufügung von Leiden an das geliebte Objekt empfunden, was seinerseits noch ein Leiden hinzufügt, bestehend in der instinktiven Furcht vor dem zu erwartenden Haß seitens des Objekts.

Das Streben, moralische Leiden zu vermeiden, veranlaßt im ersten Fall den Verzicht auf das Objekt damit zu begründen, daß es so für das letztere besser sei. Ein teilweiser Ausdruck dafür sind die Befürchtungen, „das Objekt für sein ganzes Leben unglücklich zu machen", die Unsicherheit, ob das Subjekt dem heterosexuellen Objekt alles bieten könne, was es von ihm zu erwarten und zu fordern berechtigt ist, was auch die negativen Tendenzen gegenüber dem Objekt verrät.

Das Objekt behauptet, es sei dieses Objekts unwürdig, was gleichzeitig seine Bereitschaft, das Objekt einem andern abzutreten, zum Ausdruck bringt.

Das Schuldbewußtsein kann verdrängt werden, und dann resultiert das Bild des zweiten Typs von Zweifeln, die den Zweifel am Gefühl des Objekts zum Ausdruck bringen. In diesem Fall spricht man von der Projektion der eigenen Gefühle. Von weit größerer Wichtigkeit ist es jedoch, darauf hinzuweisen, daß der Beweggrund der Projektion in diesem Fall das Gewissen ist.

In beiden Fällen kommt es dem Subjekt nicht zum Bewußtsein, daß es für dasselbe eigentlich schwer ist, seine Libido dem Objekt ganz und gar zu spenden, was sich mit verblüffender Ähnlichkeit bei jedem neuen Objekt wiederholt. Das biologische Wesen des Konflikts besteht jedoch nach wie vor in der ambivalenten Natur der Sexualität des betreffenden Subjekts.

III

Da aus dem Zustand der Unentschlossenheit, in dem das Subjekt sich befindet, kein Ausweg vorhanden ist, so sieht es sich gezwungen, die endgültige reale Entscheidung der Frage immer weiter hinauszuschieben. Dank diesem Umstand klinkt der akute Zustand der Zweifel etwas ab: infolge der teilweise Befriedigung der negativen Tendenz durch die ständige Hinausschiebung des Entschlusses geht diese etwas zurück, und an einem schönen Tage kann das Subjekt auf einmal mit Leichtigkeit einen positiven Entschluß fassen. (In klinischer Beziehung ist es von Wichtigkeit hervorzuheben, daß bisweilen die gesamte Periode der quälenden Zweifel ausbleibt und sodann gewissermaßen unverhofft und plötzlich – und dies hat als ein Signum mali ominis zu dienen – ein Entschluß gewöhnlich bald nach der Wahl des Objekts gefaßt wird. Dies ist natürlich nur eine hyperkompensatorische Überwindung unbewußter Zweifel, wodurch das gesamte beschriebene klinische Bild wegfällt.) Es ist jedoch zu sagen, daß in all diesen Fällen die durch die Ehe hervorgerufene gehobene Stimmung in der Regel fehlt.

Es wäre ein Irrtum, zu erwarten, daß nunmehr der Konflikt beigelegt ist. Freilich ist dies in einigen Fällen auch der Fall. Gewöhnlich jedoch tritt auch danach der Konflikt von neuem auf und nimmt nur andere Formen an.

Bereits sogleich nach dem Eintritt in die Ehe beobachtet man in den einen Fällen eine eigentümliche schwermütige Stimmung (Verlust des Interesses am Leben, Schwinden aller Ziele und Wünsche), zu der noch eine Gedrücktheit hinzutritt; in den anderen Fällen stellt sich eine völlig unbegründete Eifersucht ein, nicht selten zu einem vorhergegangenen Objekt, und eine hochgradige Reizbarkeit gegenüber demselben. Es ist leicht, zwischen diesen beiden Gruppen von Fällen und den oben beschriebenen Typen von Zweifeln vor der Ehe ein gewisses Verhältnis festzustellen. Die Schwermut nach der Ehe wird in solchen Fällen gerade dort beobachtet, wo die Befürchtungen sich auf das eigene Gefühl bezogen, während eine Eifersucht sich dort einzustellen pflegt, wo vor der Ehe die Befürchtungen sich auf das Gefühl des Objekts bezogen.

Um den Sinn und die Entstehung dieser reaktiven Zustände zu begreifen, ist in Betracht zu ziehen, daß im Fall der Schwermut das Leitmotiv das Bewußtsein ist, daß das Subjekt jetzt keinen mehr zu lieben hat. Was kann nun äußerlich mehr paradox sein als ein derartiges inneres Empfinden zu einer Zeit, wo das Subjekt die geliebte Person besitzt? Das Gefühl des Verlustes irgend eines Objekts zwingt uns zu der Annahme, daß das Subjekt nach wie vor das Bedürfnis empfindet, einerseits seine Libido irgend einer anderen Person zu spenden, andererseits jedoch, daß es aus irgend einem

Grunde dieses Objekts beraubt ist. Folglich wurde durch die Übertragung der Libido auf ein heterosexuelles Objekt eine Befriedigung des Bedürfnisses am Besitz eines Objekts nicht erreicht. Noch mehr, erst jetzt empfand das Subjekt eine gewisse ihm unbegreifliche Unbefriedigtheit und das Gefühl, daß ihm etwas fehlt. Er besitzt jetzt keine innere und äußere Möglichkeit, den zu lieben, den er unbewußt möchte.

Im Zusammenhang damit, was wir über die früheren Befürchtungen und Zweifel sagten, werden auch diese Erlebnisse begreiflich. Das Subjekt reagiert – wohl natürlich – nur entsprechend seiner latenten Inversionstendenz, welcher die Ehe ein endgültiges Hindernis in den Weg gestellt hat, einer Tendenz (und möge es auch eine unbewußte sein), seinen Trieb auf homosexuelle Objekte zu richten, und sei sie auch keine bewußte. Nicht umsonst war die Furcht, sich mit dem Objekt verbunden zu sehen, so groß; diese Furcht war folglich die Reaktion auf die damals vorhandene psychische Situation, in welche das Subjekt jetzt in Wirklichkeit geraten ist. Diese Furcht war der Vorbote der jetzt eingetretenen Schwermut und Sehnsucht. Die Gedrücktheit dagegen entspringt hier der Hemmung der Gereiztheit gegenüber dem Objekt als dem realen Hindernis, zu lieben. Diese Gereiztheit wird noch gesteigert durch die Liebe, die infolge des Vorhandenseins einer negativen Tendenz sich objektiv gewissermaßen als erzwungen erweist und gleichzeitig noch mehr als Hemmung der Gereiztheit dient.

Im Fall der Eifersucht, die der sogenannten pathologischen Eifersucht zuzuzählen ist [1]) (es wäre falsch, hier von Eifersuchtswahn zu reden), scheint es dem Subjekt, es leide davon, daß man es nicht liebe. Diese Idee ist eigentlich die Weiterentwicklung der früheren Befürchtung, das Objekt werde es zu lieben aufhören, und bringt seine eigenen Tendenzen zur Untreue zum Ausdruck.

Hervorzuheben ist, daß im Gegensatz zum ersten Falle das Subjekt gerade dadurch, abgesehen von den direkten Äußerungen der Gereiztheit gegen das Objekt, seine Aggressivität gegenüber demselben zum Ausdruck bringt.

Vom klinischen Standpunkte ist zu betonen, daß diese reaktiven Zustände nicht langdauernd zu sein pflegen (sie dauern bloß mehrere Wochen), häufiger kommt eine periodische Wiederkehr derselben zur Beobachtung, wobei äußere Anlässe dazu nicht festzustellen sind.

Als weitere Bestätigung der hier dargelegten Auffassung des psychologischen Sinnes und der biologischen Quelle der beschriebenen Reaktionen dienen die zur Beobachtung kommenden periodischen Trennungen vom Objekt in

---

[1]) In anderen Fällen wird bisweilen eine Zwangseifersucht beobachtet, gegen die das Subjekt selbst anzukämpfen sucht.

Gestalt dauernder Geschäftsreisen, die das Subjekt mit dem Gefühl einer großen Erleichterung unternimmt, oder weiter Reisen, auf die das Subjekt sich unbedingt allein begibt[1]). In diesen Fällen fehlt sowohl die Schwermut als auch die Eifersucht. Man kann annehmen, daß diese Gefühle gerade in denjenigen Fällen zu beobachten sind, wo die Umstände die Möglichkeit, eine derartige Abwesenheit vom Hause zu bewerkstelligen, nicht gewähren. Kennzeichnend ist der Umstand, daß das Subjekt sich mit einer gedanklichen Abwendung vom Objekt (Zurückziehen in sich selbst) nicht begnügt, offenbar deswegen, weil hier die aggressiven Tendenzen gegenüber dem Objekt in Wirkung treten.

Vom psychologischen, sowie vom sozialen Standpunkt aus ist es von größter Wichtigkeit, auf den zur Beobachtung kommenden endgültigen Bruch mit dem Objekt gleich nach der Heirat hinzuweisen. In diesen Fällen vermag das Subjekt diesen Bruch irgendwie zu motivieren; es fahlt einfach, daß das Objekt einfach es anzuziehen aufgehört hat, daß das frühere Gefühl zu ihm auf unbegreifliche Weise verloren gegangen ist. Bei einiger Entschlossenheit, wie sie solchen Personen eigen ist, handeln sie in einem solchen Augenblick auch entsprechend. Bemerkenswert ist es jedoch, daß das Subjekt nach einiger Zeit aus eigener Initiative zum Objekt zurückkehrt und diesmal bereits für immer. Es kommt jedoch auch vor, daß das Subjekt bereits danach für sein ganzes Leben lang oder wenigstens für lange Jahre hinaus unverehelicht bleibt, ein weiterer Beweis dafür, daß die Schuld nicht am betreffenden Objekt liegt. Allerdings wird beobachtet, daß das Subjekt auch andere heterosexuelle Objekte zu finden sucht, aber dies beschränkt sich nur auf episodische Verbindungen.

Fährt das Subjekt fort, in der Familie untrennbar zu verbleiben, so entsteht nicht selten bei ihm der Drang nach der Gesellschaft von Männern, von Freunden oder Kameraden, mit denen er seine freie Zeit lieber verbringt als zu Hause. Möglicherweise entsteht dadurch und wird dadurch aufrechterhalten die Trunksucht in Gesellschaft männlicher Freunde, worauf auch A. Adler hingewiesen hat.

Von Interesse sind die Motive, die das Subjekt nicht selten in solchen Fällen anführt: „Mit der Frau ist langweilig, mit ihr habe ich nicht wovon zu sprechen, bei ihr lernt man nichts, bei Männern kann man das Leben kennen lernen, von ihnen kann man einen weisen Rat hören."

Es ist noch darauf hinzuweisen, daß bei der in diesen Fällen zu beobach-

---

[1]) Diese Reisen unterscheiden sich von den epileptoiden dadurch, daß das Subjekt nur die Gesellschaft seiner Frau, aber nicht die aller Personen und der Umgebung vermeiden will, was für die epileptoiden charakteristisch ist.

tenden relativen Impotenz auch eine periodische Steigerung derselben vorkommt [1]).

IV

Um den psychologischen Typus, bei dem die von uns beschriebenen Reaktionen beobachtet werden, vollständiger zu schildern, müssen wir einige in diesen Fällen zur Beobachtung kommende Eigentümlichkeiten der Äußerung der Sexualität hervorheben, und dann wird der Zusammenhang der konsekutiven Reaktionen mit der vorausgegangenen Lebensweise noch verständlicher sein.

In der Anamnese gelingt es, folgende ständig vorkommende Tatsachen festzustellen: spätes Auftreten des Interesses am sexuellen Leben überhaupt und ganz besonders an Objekten; Unsicherheit, ob man sich der Gegenliebe erfreuen wird; Fehlen physischer Beziehungen zu Frauen vor der Ehe, abgesehen von vereinzelten Versuchen zur Annäherung an zufällige Frauenbekanntschaften; Überzeugung von der Unfähigkeit zum Eheleben; spätes Eintreten in die Ehe (im vierten Jahrzehnt), begründet durch die Unmöglichkeit ein passendes Objekt zu finden; geringer Bekanntenkreis von Frauen und Fehlen von Romanen; dafür große Anhänglichkeit an die Brüder oder Kameraden, die, wie wir sahen, nicht selten auch nach der Ehe andauert; Weigerung, Kinder zu besitzen, oder aber fanatischer Wunsch, eine Familie zu begründen, mit Idealisierung der Familie als solcher. Diese Tatsachen sind für die richtige Diagnose der Fälle von Wichtigkeit,

Zur Illustration führen wir kurze Angaben aus dem ambulatorischen Krankenbogen eines Falles an, der uns aus der Beratungsstelle für Sexualhygiene zugesandt wurde (diese Beratungsstelle besteht an drei staatlichen Instituten des Volkskommissariats für Gesundheitspflege: am Institut für Soziale Hygiene, für Venerologie und Neuropsychiatrische Prophylaxe). Die Beratungsstelle suchte er aus Anlaß einer Depression auf, die ihn jedesmal befällt, wenn er zum Familienleben zurückkehrt.

Im öffentlichen Leben stehender Mann von 35 Jahren; verheiratet 8 Jahre; seit der Zeit beobachtet er bei sich Gedrücktheit, Verlust der Lebensaktivität („keine Bestrebungen"). Sobald er das Heim verläßt, schwindet die Depression. Kaum kehrt er nach Hause zurück, so tritt auch die Depression auf. Selbst

[1]) Diese Periodizität als eine solche negativer Reaktionen und ihrer Äquivalente ist zu erklären durch das Abwechseln der Aktualität entgegengesetzter Komponenten der Sexualität des Subjekts, wobei nach der Befriedigung der einen von ihnen die andere auf den Plan tritt. Ich erinnere an die von Hoffmann angeführten experimentellen Beobachtungen Steinachs an künstlich hermaphroditisierten Tieren, bei denen periodisch bald feminine, bald maskuline Sexualtendenzen sich bemerkbar machten.

bringt er die Depression mit der physischen Nähe zu seiner Ehegattin in Zusammenhang. Die physische Nähe bedrückt ihn, obwohl es ihm scheint, daß er mit einer fremden Frau „verkehren" könnte. Sein Verhalten zur Frau ist ein rein „kameradschaftliches"; er ist um sie besorgt, sogar stark beunruhigt, sobald sie an irgend einer geringen Erkrankung leidet. Schlaf unruhig; bisweilen Pollutionen; in den Träumen figurieren fremde Frauen.

Bis zu einem Alter von 27 Jahren war er ledig, mit Frauen fast nicht bekannt. Kinder hat er keine, da er dies nicht will („Kinder binden").

In diesem Fall ist die Schwermut eine unmittelbare Reaktion auf die sexuellen Beziehungen zur Frau, zu der unser Patient nur ein kameradschaftliches Verhalten empfindet. Der physische Verkehr bildet in diesem Fall das Moment, das das Bewußtsein der „Gebundenheit" mit dem Objekt schafft, was anscheinend in einem Widerspruch zu der latenten entgegengesetzten Tendenz steht und ihn veranlaßt, öfters das Heim zu verlassen, um so mehr, als seine Tätigkeit mit langdauernden Abkommandierungen verknüpft ist. Es ist klar, daß, wenn er zur Frau nur ein kameradschaftliches Verhältnis fühlt, für ihn keine Notwendigkeit eines gemeinsamen Zusammenlebens, um so weniger eines sexuellen, vorliegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese widerspruchsvolle Situation (sexuelle Nähe beim Fehlen des Wunsches, das Objekt zu besitzen) auch die Schwermut bewirkt, als Ergebnis der Unterdrückung negativer Gefühle. Eine Bestätigung dieser sind die Befürchtungen und die Besorgnis um ihre Gesundheit, obwohl das Subjekt überhaupt kein ängstlicher Mensch ist.

V

In psychotherapeutischer Hinsicht sind diese Fälle meist günstig. Als ein gewisses Anzeichen einer guten Prognose kann der Grad der sexuellen Potenz in bezug auf das erwähnte Objekt dienen. Aufgabe der Therapie in diesen Fällen ist die Aufdeckung der latenten Inversionstendenzen. Dies genügt häufig, um das Subjekt von der Schwermut zu befreien. Hier ist nicht immer eine länger dauernde psychoanalytische Behandlung erforderlich; man muß es versuchen, zuerst auf Grund der Ergebnisse der Anamnese allmählich dem Kranken die unbewußte Inversion zu verstehen zu geben. Abgesehen von der Psychotherapie soll man beim Patienten Interessen wachrufen, die mit dem öffentlichen Leben in Zusammenhang stehen.

Vom prophylaktischen Standpunkt aus ist folgendes im Auge zu haben: Je weniger beim Subjekt Möglichkeiten für das Sublimieren der latenten Inversionstendenzen (in sozialer Betätigung) vorhanden sind, desto häufiger kommt Schwermut vor. Vom psychotherapeutischen Gesichtspunkt aus ist von Wichtigkeit die Behandlung der Impotenz, aus deren Anlaß sich solche

Personen gewöhnlich auch in erster Reihe an den Arzt, natürlich nicht an einen Psychiater und Psychotherapeuten, zu wenden pflegen.

Das beste prophylaktische Mittel zur Vermeidung unglücklicher Ehen, die zu einer Erkrankung beider Partner führen, wäre es, wenn das Vorhandensein schwerer Zweifel vor der Heirat eine Kontraindikation für diese wäre. Und diese Erwägung kann in der ärztlichen Praxis nutzbar gemacht werden. Kennt der Arzt die symptomatische Bedeutung dieser Zweifel, so kann er alle Umstände, insbesondere das Vorliegen anderer Momente, die auf eine große Aktualität des homosexuellen Triebes hinweisen, abwägen und sich gegen die Ehe auszusprechen erdreisten.

Natürlich sind hier Fehler und Irrtümer unvermeidlich und deshalb größte Vorsicht am Platze, um so mehr als man auch sehr günstig verlaufende Fälle beobachten kann. Es will jedoch scheinen, daß ein Irrtum im Fall eines Verzichtes auf das Objekt geringer ist als im Fall einer positiven Entscheidung, um so mehr als in der Regel solche Subjekte diesen Verzicht verhältnismäßig leicht überstehen. Die beste Garantie vor Irrtümern in diesem Fall ist die sorgfältige Beurteilung sogar der geringfügigsten Symptome, was natürlich eine gute Kenntnis derselben erheischt.

ALEXANDER HERZBERG:

INSTINKTVERLETZUNGEN UND IHRE BEDEUTUNG IN DER ÄTIOLOGIE DER NEUROSEN

Unter Instinkten verstehen wir bekanntlich solche psychophysische Dispositionen zu gewissen Wahrnehmungen, Emotionen und Handlungen, welche nicht im Laufe des individuellen Lebens erworben, sondern ererbt, nicht bei jedem einzelnen Individuum verschieden, sondern bei allen erwachsenen Angehörigen derselben Art und desselben Geschlechts gleich sind und unter natürlichen Lebensbedingungen die Erhaltung des Individuums oder seiner Nachkommen begünstigen. Von Reflexen unterscheiden sie sich dadurch, daß bei ihrer Aktualisierung nicht nur wie beim Kniephänomen oder beim Husten ein Teil des Organismus, sondern das ganze Individuum in Tätigkeit tritt, daß sie nicht starr, sondern durch die Erfahrung modifizierbar sind, und daß bei Unterdrückung einer Instinkthandlung ein Drang auftritt, der das Individuum treibt, die Ausführung der Handlung auf anderem Wege zu versuchen oder an ihrer Stelle eine Ersatzhandlung zu vollziehen. Durch äußere Reize oder innere Vorgänge werden die Instinktdispositionen erregt und damit zu Bedürfnissen, welche durch bestimmte Handlungen befriedigt werden, bei ihrer

Unterlassung unbefriedigt bleiben und in beiden Fällen zur Entstehung charakteristischer und für die einzelnen Instinkte verschiedener Emotionen Anlaß geben.

Nun hat Vierkandt dargelegt, daß ein Instinkt, der des Selbstgefühls, aus welchem das Streben nach eignem Wert und seiner Anerkennung durch die Mitmenschen erwächst, nicht nur befriedigt werden oder unbefriedigt bleiben kann, sondern daß hier noch ein dritter Fall möglich ist. Wird nämlich der Mensch auf einem Verstoß gegen die Anstandsregeln, die gesellschaftlichen Sitten, die ethischen Normen betroffen, so reagiert er darauf nicht einfach mit einem Gefühl der Unbefriedigung des Selbstwertstrebens, sondern mit einer davon ganz verschiedenen Emotion, er schämt sich[1]).

Während das Selbstwertstreben den Menschen zu Handlungen treibt, durch welche er Achtung, Bewunderung und Beifall seiner Mitmenschen gewinnen könnte, sind die angeführten Verstöße im Gegenteil dazu angetan, Verachtung, Abscheu und Ausdruck des Mißfallens zu erregen; sie sind also den Handlungen, welche in der Wirkungsrichtung des Selbstwertstrebens liegen, geradezu entgegengesetzt und müssen vom Selbstwertstreben her Hemmungen erfahren; die Wirkung solcher Verstöße und ihrer Bewertung auf das Selbstwertstreben bezeichnet Vierkandt als Instinktverletzung, und als Ausdruck dieser Instinktverletzung sieht er das unter diesen Bedingungen auftretende Schamgefühl an; er betont weiter, daß Instinktverletzungen dem Instinkt des Selbstgefühls eigentümlich seien und bei anderen Instinkten nicht vorkämen[2]).

Denken wir nun an die zahlreichen übereinstimmenden Eigenschaften, durch welche wir die Instinkte charakterisieren konnten, so wird es uns verwunderlich erscheinen, daß ein so fundamentaler Tatbestand wie der der Instinktverletzung nur beim Selbstwertstreben möglich sein, bei allen anderen Instinkten aber fehlen sollte, und aus dieser Verwunderung wollen wir den Antrieb entnehmen, noch andere Instinkte daraufhin anzusehen, ob sich bei ihnen nicht doch Instinktverletzungen aufweisen lassen.

Wir beginnen mit dem Fluchtinstinkt; er findet sich bei allen freibeweglichen Tieren und wird erregt durch plötzliche Eindrücke, wie ein unvermutetes Geräusch, durch intensive Reize, einen Blitz, einen Knall, durch ungewohnte Wahrnehmungen und unlustbetonte Erlebnisse; bei den lernfähigen Tieren und beim Menschen auch durch solche Wahrnehmungen, die als Signal für unlustvolle Erlebnisse wirken. Der Affekt, der sich mit der Erregung des Fluchtinstinktes verbindet, ist der der Furcht; sein Ziel ist, das Individuum soweit von dem erregenden Reiz zu entfernen, daß derselbe nicht mehr wahrgenommen wird. Gelingt das, so ist das Fluchtbedürfnis befriedigt,

[1]) Gesellschaftslehre. 2. Aufl. Ferdinand Enke, Stuttgart 1928, S. 35.
[2]) A. a. O., S. 35.

und es tritt ein Gefühl der Erleichterung ein; gelingt es nicht, so bleibt das Bedürfnis unbefriedigt, und der Furchtaffekt bleibt bestehen. Es ist aber noch ein dritter oder wenigstens ein besonderer Fall denkbar. Wird nämlich ein Kind durch Neugier oder Versprechungen veranlaßt, sich dem gefürchteten Hunde zu nähern, oder stürzt sich ein Mensch aus Ehrgeiz oder unter äußerem Zwang auf den Feind, so ist diese Handlung derjenigen, zu der ihn das Fluchtbedürfnis treibt, geradezu entgegengesetzt und muß vom Fluchtbedürfnis fortlaufende oder wenigstens prämonitorische Hemmungen erfahren. Es liegt mithin auch hier der oben charakterisierte Tatbestand der Instinktverletzung vor; die Emotion, mit welcher der Mensch darauf reagiert, hat keinen besonderen Namen; man kann sie als ein intensives Furchtgefühl bezeichnen, welches aber sehr häufig durch den Gegenimpuls oder durch eine Willensanstrengung unterdrückt wird; dabei gerät der Mensch nicht selten in einen eigentümlichen Konzentrations-, Dämmer- oder Rauschzustand, in welchem die Angriffshandlung unter Abspaltung von den Gegenimpulsen und der ganzen übrigen Persönlichkeit triebhaft vollzogen wird.

Ein zweiter Instinkt, bei dem die Verhältnisse ebenfalls sehr durchsichtig liegen, ist der Schutzinstinkt. Er findet sich bei allen Säugetieren und den meisten Vögeln und wird erregt durch den Anblick der hilflosen Jungen; die liebevolle und zärtliche Behandlung der Kinder auch bei sonst noch so rohen und blutdürstigen Völkern zeigt, daß er auch beim Menschen sehr wirksam ist. Mit seiner Erregung verbindet sich der Affekt der Zärtlichkeit; sein Ziel ist, die Jungen vor Witterungsschäden, feindlichen Angriffen und sonstigen Gefahren zu schützen; gelingt das, so ist das Schutzbedürfnis befriedigt; gelingt es nicht, so bleibt es ungestillt, z. B. wenn ein kleiner Vogel hilflos zusehen muß, wie eine Schlange seine Jungen verschlingt. Aber auch hier ist wieder ein besonderer Fall möglich. Bei den ukrainischen Pogromen soll es vorgekommen sein, daß Mütter gezwungen wurden, ihre Kinder mit eigner Hand zu erwürgen oder auf andere Weise zu töten; diese Handlungen sind denen, zu welchen das Schützungsbedürfnis treibt, gerade entgegengesetzt und müssen vom Schützungsbedürfnis forlaufende Hemmungen erfahren. Auch hier liegt demnach wieder der Tatbestand der Instinktverletzung vor; die Emotion, mit welcher der Mensch darauf reagiert, hat keinen Namen.

Der Gesellungsinstinkt, die wichtigste Triebfeder zum sozialen Leben bei Tier und Mensch, findet sich bei allen sozial lebenden Tieren und wird erregt durch den Anblick von Individuen der gleichen Art, gelegentlich auch solchen anderer Arten. Beim Menschen wirken speziell erregend Individuen gleicher Rasse, gleicher Sitten, gleicher Sprache, ferner Übereinstimmungen in den religiösen. politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Überzeugungen, Unterordnung unter denselben Führer oder dieselbe Aufgabe,

Erlebnis- und Schicksalsgemeinschaft. Der Gesellungsinstinkt zielt ursprünglich auf physisches Zusammensein, weiterhin auf das Erlebnis der seelischen Resonanz, der Übereinstimmung in Handlungen, Gesinnungen, Gefühlen und Meinungen. Gelingt es dem Menschen sich einer Gruppe gleichgestimmter Individuen einzuordnen, so ist das Gesellungsbedürfnis befriedigt, und es tritt das Gefühl des Vertraut- oder Heimischseins auf; gelingt das nicht, so bleibt es unbefriedigt, und es entsteht Einsamkeitsgefühl. Wenn aber der Mensch bei oder nach der Einfügung in eine Gruppe von den Mitgliedern derselben gemieden oder angegriffen und dadurch gezwungen wird, sich wieder zurückzuziehen, so ist diese Handlung der Wirkungsrichtung des Gesellungsbedürfnisses gerade entgegengesetzt und muß von ihr her Hemmungen erfahren; auf diese Instinktverletzung reagiert der Mensch nicht mit einem einfachen Gefühl der Unbefriedigung des Gesellungsinstinktes, sondern mit der ganz anderen Emotion des Ausgestoßenseins.

Der Unterordnungsinstinkt, ebenfalls für das soziale Leben von grundlegender Bedeutung, findet sich bei vielen Herdentieren und treibt sie, dem Leittier zu folgen, sein Verhalten bei Nahrungssuche, Jagd, Angriff und Flucht nachzuahmen, auf seine Signale herbeizueilen oder zu fliehen, sich niederzulegen oder aufzufahren. Beim Menschen wird er erregt durch physische Größe und Stärke, Aktivität, Mut und Gewandtheit, Alter und ehrwürdiges Aussehen, durch hohe Stellung, Macht, Reichtum und die äußeren Zeichen dieser Dinge, durch magische oder sonstige geheimnisvolle Fähigkeiten, durch Wissen und Können, kurz durch jede Überlegenheit auf einem Gebiete, welches für den Unterlegenen von Bedeutung ist. Auch Gruppen, wie Familie, Schülerklasse, Korporation und Staat können den Unterordnungsinstinkt erregen, ebenso Institutionen, Verordnungen, Gesetze, Sitten, Ideen. Seine Erregung führt zum Faszinationsaffekt; sein Ziel ist Unterordnung unter den Führer, Befolgung seiner Befehle, Übernahme seiner Meinungen, Hemmung jedes Widerstandes oder Widerspruchs gegen ihn. Findet der Mensch einen geeigneten Führer oder eine ihn mitreißende Idee, so ist das Unterordnungsbedürfnis befriedigt, und es tritt das Gefühl des Geborgenseins ein; bei Mangel oder Versagen des Führers bleibt das Unterordnungsbedürfnis unbefriedigt, und es kommt zum Gefühl des Verlassen- oder Verlorenseins. Wenn aber ein Kind aus Eigenwillen oder Trotz sich gegen Eltern und Lehrer auflehnt, wenn ein Mensch die Gesetze übertritt, oder gegen die sittlichen Normen verstößt, so sind diese Handlungen der Wirkungsrichtung des Unterordnungsbedürfnisses wiederum gerade entgegengesetzt und müssen vom Unterordnungsbedürfnis her Hemmungen erfahren, die als Stimme des Gewissens bewußt werden; solche Handlungen ergeben also wieder eine Instinktverletzung, auf die der Mensch nicht einfach mit dem Gefühl der

Unbefriedigung des Unterordnungsbedürfnisses reagiert, sondern mit dem spezifisch anderen Erlebnis des schlechten Gewissens oder des Schuldgefühls.

Wir wenden uns jetzt noch einmal zu unserm Ausgangspunkt, dem Selbstwertstreben, zurück. Das menschliche Selbstgefühl ist ein kompliziertes Phänomen; Vierkandt hat dargelegt, daß es aus zwei Komponenten besteht; die eine, die Freude am Können, Wirken, Ursachesein, kann sich sowohl der anorganischen Welt, wie Tieren und Menschen gegenüber geltend machen; Vierkandt nennt sie den vitalen Faktor des Selbstgefühls; die andere ist das Streben nach Anerkennung durch die Umgebung, der soziale Faktor des Selbstgefühls. Nun läßt sich zeigen, daß auch dieser soziale Faktor noch zusammengesetzt ist und seine Quellen in zwei Instinkten hat, dem der Führung und dem der Selbstdarstellung.

Der Führungsinstinkt zeigt sich beim Leittier gegenüber der Herde und bewirkt, daß es sie führt und die Initiative bei Nahrungssuche, Jagd, Angriff und Flucht ergreift; ebenso veranlaßt er Tiereltern, ihre Jungen zu führen und ihnen die lebenswichtigen Handlungen des Ergreifens der Nahrung, Fliegens, Schwimmens und Tauchens vorzumachen. Beim Menschen wird der Führungsinstinkt erregt durch Individuen, die in Hinsicht auf die aktuellen Anforderungen oder Aufgaben unterlegen sind; das Ziel des Führungsinstinktes ist, der erste zu sein, Gefolgschaft und Gehorsam der Umgebung, Herrschaft, Macht, Einfluß zu gewinnen. Wenn nun der Mensch in einer Situation, in der er die Führung beansprucht, diesen Anspruch nicht nur nicht durchsetzen kann, sondern auf einen Überlegenen trifft, dem er genötigt ist, sich unterzuordnen, so ist diese Handlung der Wirkungsrichtung des Führungsbedürfnisses wiederum entgegengesetzt, und auf die damit gegebene Instinktverletzung antwortet der Mensch nicht einfach mit dem Gefühl der Unbefriedigung des Führungsbedürfnisses, sondern mit dem davon verschiedenen Minderwertigkeitsgefühl.

Der Instinkt der Selbstdarstellung, von Vierkandt und McDougall vom Führungsinstinkt nicht unterschieden, zeigt sich beim Pfau, der vor dem Weibchen sein Rad schlägt, beim Hengst, der vor seinen Gefährten die Muskeln strafft, den Hals biegt, den Kopf hochrichtet und die Hufe hoch in die Luft erhebt, und manchen Affen[1]). Beim Menschen wird er ebenfalls durch die Anwesenheit von Zuschauern erregt, besonders solchen des anderen Geschlechts. Sein Ziel ist Bewunderung und Beifall der Zuschauer zu erregen. Ein stark entwickelter Selbstdarstellungsinstinkt heißt Eitelkeit. Erregen nun die Handlungen eines Menschen statt Bewunderung und Beifall im Gegenteil Verachtung und Abscheu, so sind diese Handlungen der Wirkungsrichtung

[1]) W. McDougall, Sozialpsychologie. Übersetzt von G. Kautzky-Brunn. Jena, Gustav Fischer, 1928, S. 52.

des Selbstdarstellungsbedürfnisses offenbar entgegengesetzt und müssen vom Selbstdarstellungsbedürfnis her Hemmungen erfahren; es liegt hier die Instinktverletzung vor, von der wir ausgegangen sind, auf die der Mensch mit Schamgefühl reagiert.

Damit habe ich gezeigt, daß Instinktverletzungen nicht auf das Selbstwertstreben bzw. seine Komponenten, Führungs- und Selbstdarstellungsinstinkt beschränkt sind, sondern auch bei den Instinkten der Flucht, des Schutzes, der Gesellung und Unterordnung vorkommen und zu Emotionen führen, die zum Teil von denen der bloßen Unbefriedigung des instinktiven Bedürfnisses wohl unterschieden sind, wie die Gefühle der Minderwertigkeit, der Scham, des Ausgestoßenseins, der Schuld.

Welche Bedeutung haben nun Instinktverletzungen in der Ätiologie der Neurosen? Wir wissen, daß beim Zustandekommen der Kriegsneurosen der dauernde äußere Zwang oder innere Antrieb, gegen die Impulse des Fluchtinstinktes zu handeln, also die fortwährenden Verletzungen des Fluchtinstinktes, eine Rolle gespielt haben. Ferner wird berichtet, daß die Frauen, die in den ukrainischen Progromen gezwungen wurden, ihre Kinder zu töten, also den Schutzinstinkt auf das gröbste zu verletzen, die Opfer schwerer nervöser Erkrankungen geworden sind. Bei Angstneurosen sind öfters Verhaltungsweisen, die dem Selbstdarstellungsbedürfnis zuwiderlaufen und deren Vergegenwärtigung entsprechend lebhafte Schamgefühle erweckt, von ätiologischer Bedeutung; ebenso bei psychogenen Depressionszuständen Situationen und Gefühle des Ausgestoßenseins. Die Psychoanalyse hat die Wichtigkeit des Schuldgefühls, die Individualpsychologie entsprechend die des Minderwertigkeitsgefühls für die Entstehung der Neurosen aufgezeigt. Wir sehen also, daß in der Ätiologie der Neurosen Instinktverletzungen eine erhebliche Rolle spielen, und es ist die Frage, wie wir uns diese Tatsache erklären können.

Wir wissen, daß für das Zustandekommen von Neurosen neben psychophysischen Dispositionen, wie Überempfindlichkeit, erhöhter Tendenz zu Spaltungszuständen, neben Milieueinflüssen, wie Stellung in der Familie und Erziehung, neben den Zielen, die durch die Neurose erreicht werden sollen, auch die dauernde Aktionsbehinderung, die Unterdrückung instinktiver Bedürfnisse, von Bedeutung ist[1]). Die Psychoanalyse hält in dieser Hinsicht lediglich die Unterdrückung sexueller Bedürfnisse für wesentlich, kann aber diese Lehre nur dadurch aufrecht erhalten, daß sie fast alle anderen Instinkte als Formen des Sexualtriebs auffaßt. Mit gleicher Einseitigkeit schreibt die Individualpsychologie dem übersteigerten Geltungsstreben und seiner Hem-

[1]) Vgl. A. Herzberg, Der Erregungshemmungskonflikt in der Ätiologie der Neurose. Diese Zschr., Bd. 1, H. 7, S. 471 ff.

mung durch den Zusammenprall mit der Umwelt eine Monopolstellung für die Ätiologie der Neurosen zu. Demgegenüber ist zu betonen, daß eine ganze Reihe instinktiver Bedürfnisse, wenn sie dauernd an Betätigung und Befriedigung gehindert werden, zum Zustandekommen von Neurosen beitragen können.

Instinktverletzungen kommen durch Handlungen zustande, die der Wirkungsrichtung des Instinktes entgegengesetzt sind; die Impulse des verletzten Instinktes selber werden dabei besonders energisch gehemmt und an der Auswirkung verhindert. Demnach haben Instinktverletzungen eine Unterdrückung instinktiver Bedürfnisse zur Voraussetzung, womit ihre Bedeutung für die Ätiologie der Neurosen erklärt ist.

III. SAMMELBERICHTE

AUS DEN GRENZGEBIETEN DER PSYCHOTHERAPIE III

MARGARETHE RUBEN-LUBARSCH:

ÜBER DEN GEGENWÄRTIGEN STAND DER GRAPHOLOGIE

Im Laufe der letzten drei Jahrzehnte hat sich die Graphologie zu einem Hilfsmittel der Charakterkunde entwickelt und wird heute – selbst von Psychologen, die dieser jungen Wissenschaft am skeptischsten gegenüberstanden – miteinbezogen in den Fragenkomplex der Persönlichkeitsforschung.

In Deutschland war es zuerst der Physiologe Preyer, der 1895 in seinem Buch „Zur Psychologie des Schreibens" die Entstehung der Schrift, ihre mechanischen, physiologischen und psychologischen Voraussetzungen zum Bestand wissenschaftlicher Untersuchungen machte. Er hat zum erstenmal die handschriftlichen Merkmale in allgemeine Bewegungseigenschaften zerlegt und damit eine Brücke gebaut von der Schriftuntersuchung zur Seelenkunde.

Die Befunde wurden ergänzt und bereichert – ebenfalls um die Jahrhundertwende – durch die Untersuchungen des Psychiaters Georg Meyer, Herzberge-Berlin. Er bringt u. a. als neues Moment in die Schriftuntersuchung die theoretischen Grundlagen zur Feststellung von Schriftverstellung und Schriftfälschung.

Ludwig Klages, der heute mit vollem Recht als der Begründer und Führer der wissenschaftlichen Graphologie angesehen wird, hat nun in seinen Werken (1901 „Die Probleme der Graphologie", 1913 „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft", 1916 „Handschrift und Charakter", 1924 „Einführung in die Psychologie der Handschrift", 1929 „Graphologisches Lesebuch") die Resultate der deutschen und der vorangegangenen französischen Schule (hauptsächlich Crépieux-Jamins) zusammengefaßt und erweitert.

Es ist sein Verdienst und zugleich das Problematische an seiner philosophischen Grundeinstellung, daß er die Graphologie der rohen Empirie entrissen, ihr ein methodisches Fundament gegeben und sie in das Bereich der „Lebenswissenschaften"

eingeordnet hat. Man kann zur Klagesschen Weltanschauung stehen, wie man will, keiner kann ihm das große Verdienst schmälern, als einziger Forscher der Graphologie die für sie spezifische wissenschaftliche Methode gegeben zu haben, begründet auf seiner Wissenschaft vom Ausdruck und vom Charakter. Als Bahnbrecher charakterkundlichen Denkens hat Klages, gestützt auf seine Theorie der Ausdrucksbewegungen, die bisher empirisch gewonnenen Einzelmerkmale in einen Sinnzusammenhang gebracht, sie den Methoden der erklärenden Naturwissenschaften entzogen, und die Gesamtheit zerstreuter Ausdruckserfahrungen „auf den geometrischen Ort eines Prinzips orientiert", und zwar den der Doppeldeutigkeit jeder Ausdruckserscheinung. Dieses Prinzip der Doppeldeutigkeit liegt nach Klages in dem Gegeneinanderwirken von Triebstärke und seelischem Widerstand, von Antrieb und Hemmung. Das würde an einem Beispiel erläutert ungefähr folgendermaßen aussehen. Entweder entsteht eine Bewegung aus der Stärke der Willenskraft und einer damit einhergehenden relativ zurücktretenden Gefühlskraft, oder aus einer starken Gefühlskraft und einer damit einhergehenden, relativ schwachen Willenskraft. So kann z. B. die Regelmäßigkeit in einer Schrift der Ausdruck von Willensstärke, aber auch von Gefühlsarmut sein. Dies Prinzip der Doppeldeutigkeit projiziert Klages nunmehr auf die verschiedenen Stufen des graphologischen Formniveaus, einer oft angegriffenen und (in der Zensierung von 1–5) als willkürlich empfundenen Bezeichnung. Diese Formulierung des Formniveaus hat manchen Anstoß erregt, und es ist zuzugeben, daß dieser Begriff in logisch-methodischer Hinsicht nicht endgültig geklärt ist. Es soll jedoch unter ihm für die graphologische Praxis nicht mehr und nicht weniger verstanden werden als: der Persönlichkeitskern, der Eigenartsgehalt der Individualität.

Das Erleben und Erfassen des Formniveaus ist nun für den Schriftdeuter zum Angelpunkt des ganzen Deutungsverfahrens geworden. Denn alle auszudeutenden „Einzeleigenschaften", alle Teile der Persönlichkeit sind bestimmt von den inneren Strukturgesetzen der jeweiligen Individualität. Auf das spezielle graphologische Anwendungsverfahren und die Technik desselben, kann ich an dieser Stelle natürlich nicht näher eingehen. Im Ausbau dieser graphologischen Technik ging Klages streng wissenschaftlich vor. Er schuf sowohl ein System der Schriftbeschreibung, wie ein System der charakterologischen Ausdeutung. Jedes Schriftmerkmal wird auf seine mechanischen und physiologischen Voraussetzungen überprüft und dann der psychologischen Sinndeutung übergeben.

Die Begriffe des Formniveaus und der Doppeldeutigkeit, diese grundsätzlichen Errungenschaften für die Schriftdeutung, möchten nun die jüngeren und die Graphologie bemühten Wissenschaftler entweder über Bord werfen, wie es Anja Mendelsohn in ihrem Buch („Der Mensch in seiner Handschrift", 1929) vorschlägt, oder statt dessen ein neues Gebilde setzen, durch die Schaffung einer „Niveauklasse", wie es Robert Saudek in seinem Buch („Experimentelle Graphologie", Berlin 1929, Pan-Verlag) versucht hat darzustellen.

Die Geschwister Mendelsohn glauben den Begriff des Formniveaus und den Begriff der Doppeldeutigkeit entbehren zu können, wenn man die Schrifteinzelheiten aufs genaueste unter die Lupe nimmt, also gerade wieder der Zeichendeuterei verfällt, von der uns Klages befreit hat. Zugleich aber kommt Anja Mendelsohn doch nicht ohne das Formniveau aus, denn auch bei ihr wird der Gang der Analyse vom ersten Totaleindruck (sie setzt selber daneben in Klammer: „Bei Klages das Formniveau") bestimmt, dem Totaleindruck, der die Summe aller später zu findenden Einzelmerkmale enthält. Daß das Formniveau 1 nur positive Eigenschaften und das Formniveau 5

nur Charaktermängel aufweisen soll, ist von Klages nie behauptet worden. Er sagt selber in seinem „Graphologischen Lesebuch": „Wer die Grundregeln der Ausdruckslehre verstanden hat, wird selbst durch das hohe Formniveau sich nicht verführen lassen, dem Schrifturheber nur sogenannte Tugenden beizumessen." Auch die Einwände Anja Mendelsohns führen uns also sachlich nicht über das Problem des Formniveaus heraus.

Wie gelangen wir nun zur Erfassung des Formniveaus, zum Totaleindruck?

Bei der Beantwortung dieser Frage reichen sich die „alte" und „neue" Schule die Hände, da beide davon ausgehen, daß das Formniveau einzig und allein durch das „Gefühl" wahrgenommen werden kann. Bei den Geschwistern Mendelsohn durch die Intuition – die schlechthin gebende und unkontrollierbare Eingebung –, während Klages die unsichere Intuition überwunden haben möchte durch die „Erweckung der seelischen Schaukraft". „Nur wer sein anschaulich begründetes Gefühl für Lebendigkeitsgrade erfassen lernt, hat in ihm die jederzeit empfindliche Kompaßnadel statt der launischen Intuition." Bei Klages sind also die Momente der Schulung und der aktiven Funktion dieser Schaukraft das Bezeichnende. Hier ist der Augenblick in der Schriftdeutung, in dem der Graphologe die Einstellung eines Kunstbeurteilers haben muß, dem das anschaulich geschulte Gefühl zur Gewißheitsquelle geworden ist und der befähigt ist, das Schriftbild als sinnliche Erscheinung in sich aufzunehmen.

Wie Anja Mendelsohn in ihrem letzten Vortrag „Alte und neue Probleme in der Graphologie" (Januar 1930) ausführte, hält die „junge" Schule weitere Forschungen über die Entstehungsbedingungen der Schrift für überflüssig und die ganze systematische Ausdrucksforschung für „veraltet". Sie glaubt durch die Methode der empirisch-statistischen Arbeit der Schulpsychologie einerseits und unter Anlehnung an die bestehenden Psychologien von Freud, Adler, Jung andererseits der wissenschaftlichen Graphologie eine neue Richtung geben zu können. Methologisch bedeutet jedenfalls die Herausschälung fest gegebener biologischer, charakterologischer, psychologischer Typen, sobald sie als für die Graphologie maßgeblich vorausgesetzt werden, eine unter Umständen dogmatische Einengung und Belastung. Wertvollere Befunde werden sicherlich zu erzielen sein, wenn die Graphologen auf ihrem ureigensten Gebiet, der Ausdruckslehre, weiter zu forschen gewillt wären. Außerdem liefe eine rein empirisch-statistische Arbeitsweise Gefahr, am Lebendigkeitsgehalt und der Formungskraft der Individualität vorbeizugehen.

Dann möchte Anja Mendelsohn als neues Moment in der graphologischen Forschung das Somatische und Psychopathische stärker berücksichtigt wissen. Sie zeigte in ihrem Vortrag Schriften, die am ehesten auf Grund ihrer charakterologischen Struktur Schlüsse auf die Kretschmerschen Typen zuließen. Sie selbst sah Schwierigkeiten in der Einordnung, da diese Typen ja selten ganz klar aufzutreten pflegen. Zur Erweiterung der eigenen Charakteranschauung und charakterologischen Wissens mögen diese Versuche sicherlich manche Bereicherung geben; sie bleiben aber naturgemäß ohne Bedeutung für die Konstitutionsforschung. Es verlautet, daß der Zürcher Graphologe Max Pulver auf direktem Wege Beiträge zur Konstitutionsforschung zu gewinnen versucht, indem er im Buchstaben das Abbild des Menschen zu sehen glaubt, und so direkte Schlüsse auf die Konstitution des Menschen zu ziehen wagt. Veröffentlichungen darüber gibt es noch nicht.

Die Erforschung der psychopathischen Persönlichkeiten gehört schon einem Grenzgebiet an, und untersteht der medizinischen und psychopathologischen Betrachtungsweise. Von letzterer aus hat Klages in seinen „Grundlagen der Charakterkunde"

seine eigene Auffassung der hysterischen Persönlichkeit gegeben und in seinem Aufsatz „Bemerkungen zur sogenannten Psychopathie" (Der Nervenarzt, Jahrgang 1, Heft 4) in erweiterter Form noch einmal wiederholt. In dem „Graphologischen Lesebuch" gibt Klages unter Beibehaltung seiner „alten" wissenschaftlichen Fundierung auch eine ausdruckskundliche Erklärung. Er macht von neuem darauf aufmerksam, daß es unendlich viele graphische Erscheinungsformen der Psychopathie gibt, die nicht viel weniger vielfältig sind, als sie selbst ist. Also nicht ein einzelnes Zeichen läßt den Schluß auf eine psychopathische Veranlagung zu, sondern es gibt deren unzählige, die aber alle nur von der Ausdruckskunde her gefunden und begriffen werden können. Kein festes Einzelsymptom, sondern der Sinn des lebendigen Ausdrucks verrät das Psychopathische. Sonst ist es noch niemanden gelungen – trotz der interessierten Einstellung der jüngeren Graphologen für Psychopathie und Neurose – neue wissenschaftliche Befunde den alten einzureihen.

Viele graphologische Gegner und manche graphologische Anhänger glauben nur eine zuverlässige Brauchbarkeit und absolute Sicherheit in der Schriftdeutung ansehen zu können, wenn die Graphologie in das Bereich der exakten Naturwissenschaften hinübergeführt würde und jedes charakterologische Ergebnis experimentell beglaubigt wäre. Es ist Robert Saudeks Verdienst, in seinen zwei Büchern, insbesondere in seiner „Experimentellen Graphologie", diesen Versuch gemacht zu haben und ungewollt einen schlagenden Beweis erbracht zu haben für die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens. Saudek behauptet, daß seine experimentelle Graphologie eine hundertprozentige Sicherheit bei der Ausdeutung böte, da er die mechanischen Voraussetzungen des Schreibens als zentrale Modifikation der Schrift ansieht und nur unter Berücksichtigung dieser die Möglichkeit zugibt, die Persönlichkeit ganz zu erfassen. Ich glaube, daß Saudek damit erstens etwas Selbstverständliches und zweitens durchaus Unwesentliches sagt, und daß die Graphologie deshalb in erster Linie eine Ausdruckslehre ist, weil sie – selbstverständlich unter der Voraussetzung eines Wissens auch um die sonstigen Entstehungsbedingungen der Schrift – den Charakter als den Ausgangspunkt der persönlichen Schreibbewegung ansieht. Auf die zahlreichen Selbstwidersprüche und die mißlungene Methodik bei Saudek kann hier nicht näher eingegangen werden[1]. Immerhin sind Saudeks Veröffentlichungen einiger Nationalhandschriften und der Hinweis auf die Beziehungen von Nationalschrift und Nationalcharakter von gewissem Wert für den praktisch arbeitenden Graphologen.

Auch dem Pathologen Georg Schneidemühl-Kiel (†) („Handschrift und Charakter", 1911) ist es nicht gelungen, seinem Wunsche entsprechend eine andere Methode der wissenschaftlichen Forschung in Anwendung zu bringen. Auch er stützt sich grundsätzlich in methodischer Hinsicht auf Preyer und faßt die Handschrifteneigentümlichkeiten als fixierte Ausdrucksbewegungen. In der praktischen Anwendung ist auch bei ihm der „allgemeine Eindruck" der Ausgangspunkt für die Deutung. Eine Ausnahme machen seine vergleichenden Studien über Verbrecherhandschriften, wobei sich eine Übereinstimmung bestimmter Schriftmerkmale, wie z. B. Lautzeichenmischung, Arkaden, Druckschwäche, bis zu einem hohen Prozentsatz ergab.

Ein frohes und unbekümmertes Mischmasch von graphischen Befunden, psychologischen Betrachtungen und symbolischen Ausdeutungen enthält das Buch „Menschenkenntnis durch die Handschrift" von Magdalene Ivannovicz. Die meist durch

---

[1]) Vgl. hierzu die ausführliche Kritik Wiesers in der Zschr. f. ang. Psychol., Bd. 35, S. 201 ff.

Beobachtung und Erfahrung gewonnenen Ergebnisse sind selten stichhaltig. Druck, Weite, Höhe, Lage und Richtung des Schriftbildes spiegeln nach Magdalene Ivanovicz nur körperliche Erscheinungen wieder, und es belustigt sie, daß die französische Schule auf diese Schriftcharaktere alles Seelische aufzubauen trachtet. Es belustigt wiederum uns, daß es dieser Frau gelungen ist, die kompliziertesten mathematischen Tabellen über Kurven, Winkel, Linien anzustellen, die durch ihre Sinnlosigkeit sich anschicken, die wenigen wertvollen Einzelbefunde zu untergraben. Wenn stumpfe Winkel „teils Irrungen, teils Charakterfehler" sein sollen, so kann man sich einen ungefähren Begriff von dem charakterologischen Rüstzeug der Schreiberin machen.

Der Wunsch, körperliche und geistige Erkrankungen im Schriftniederschlag zu erkennen, durchzieht die gesamte graphologische Literatur und hat ein unheimliches Sammelsurium von Zeichen und Merkmalen: zur Anleitung, Krankheiten aus der Schrift diagnostizieren zu können, gezeitigt. Wahrhaft zuverlässige Ansätze sind bisher auf psychiatrischem Gebiet, wie uns bekannt ist, nur von Blume (im Gemeinschaft mit dem Graphologen Römer), Mohr, Kolle und Lena Meyer-Benz gemacht worden. Blume beweist in seinem letzten Referat in der Zeitschrift für Neurologie und Psychiatrie „über einen Fall von unduziertem Irresein", wie außerordentlich aufschlußreich die durch die Handschrift gewonnenen charakterologischen Ergebnisse eines Patienten für den forschenden Mediziner werden können. Hier ist ein Beweis gegeben, welche Vorteile der medizinischen und graphologischen Forschung erwachsen können, wenn ein Mediziner vorurteilslos gewillt ist, mit dem Graphologen gemeinsam zu arbeiten. Auf dem gleichen Standpunkt steht Aschaffenburg, der seit vielen Jahren mit der Graphologin Lizzie Worms erfolgreich zusammen arbeitet. Blume zieht berechtigterweise die „ärztliche Graphologie" nicht zur Diagnosenstellung heran, sondern benutzt sie, ihrer Aufgabe entsprechend, zum „einfühlenden Verständnis" in die erkrankte Persönlichkeit.

Die durch Krankheit entstandenen Abweichungen in der Schrift, in erster Linie Ataxie, Tremor, Knickungen, Abbiegungen, Strichunterbrechungen, Laut- und Wortverschiebungen, Druckschwellungen usw. sind nur Beweise für Störungen; welcher Art diese sind, kann meines Erachtens, im Gegensatz zu manchen „modernen Graphologen, mit absoluter Sicherheit noch nicht bestimmt werden.

Den erstmaligen und kühnen Versuch, die Kinderhandschrift zur Deutung heranzuziehen, machte 1926 Minna Becker-Hamburg in ihrem Buch: „Graphologie der Kinderhandschrift" (Kampmann-Heidelberg). Es ist erfreulich, daß eine so gewissenhafte und vorsichtig arbeitende Frau die erste Bresche in das bisher unbearbeitete Gebiet schlug. Nach jahrelangem Studium der Kinderschriften und unter voller Berücksichtigung der technischen Schreibschwierigkeiten versucht Becker die Wesensanlagen, aus denen der Charakter sich bestimmend entwickelt, zu erforschen. Sie geht davon aus, daß in der Kinderschrift zunächst nicht die Buchstabenfigur als solche Ausdrucksträger der angeborenen Wesenseigenart ist, sondern daß sich die Charakteranlage mehr in der Besonderheit des Bewegungsantriebs und in der Bewegungseigenart auswirken. Während der Abschnitt des Buches über die psycho-physischen Anlagen des Kindes – aus Gründen, die im Stoff selbst liegen – bisweilen unbefriedigt läßt, bringt der zweite Teil des Buches über die Auswirkung der Geistesanlagen in der Kinderschrift eine klar gegliederte Einteilung und sichere Ergebnisse über die verschiedenen Intelligenzrichtungen. Becker unterscheidet zwischen produktiver, rezeptiver und kritischer Intelligenz und trennt die Allgemeinbegabung von der Lebensintelligenz. Das Kapitel über die Kinderlügen, ihre Quellen und Erscheinungsformen

wird manchem Lehrer das Verständnis für die psychologischen Voraussetzungen der großen Zahl von Kinderschlichen erleichtern. Auch zu der irrigen Annahme, daß die sogenannten schlechten Schriften nur eine Folge von Faulheit oder Böswilligkeit sind, kann jetzt der Pädagoge, der sich mit Graphologie befaßt hat – und das sollte immer der Fall sein – nicht leicht mehr gelangen. Am interessantesten sind die Schreibversuche Beckers mit vorschulpflichtigen Kindern, aus denen schon manches Interessante der persönlichen Eigenart zu erkennen ist. Es treten deutliche Unterschiede über die verschiedenen Stärkegrade der psychischen Kraft und die Art der Schnelligkeit und der Stetigkeit im Ablauf geistiger Funktionen hervor.

Dem Wunsch, die Ergebnisse der Graphologie auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, entsprechen die Untersuchungen Bobertags, die er in seinem Buch „Ist die Graphologie zuverlässig?" veröffentlichte. Bei einer allerdings charakterologisch ungeschulten Schar von Beurteilern, aber unter möglichster Umgehung von Fehlerquellen wurden 450 Zuordnungsversuche gemacht und in vier verschiedene Grade eingeteilt (ganz sichere, wahrscheinliche, zweifelhafte und unentschiedene). Sie ergaben das günstige Resultat von 80,7% richtigen, 14,7% falschen Zuordnungen und 4,6% Zuordnungsverzichten. Bobertag sieht die Mängel der graphologischen Analysen weniger in einzelnen Unrichtigkeiten, als in ihren Unvollständigkeiten, bzw. Übertreibungen oder verfehlter Gesamtauffassung.

Nun noch ein Wort zur graphologischen Praxis, den Anfeindungen, denen sie ausgesetzt ist und der gelegentlichen Überschätzung, die ihr in gleichem Maße schadet.

Am berechtigsten scheinen die Anfeindungen zu sein, die weniger der Graphologie als solcher gelten, als vielmehr der äußerst gefährlichen Ausübung zahlloser Dilettanten (oft mit akademischem Titel), die wie Pilze aus der Erde schossen, als im „Zeitalter der Psychologie" praktische Menschenkenntnis hoch im Kurs stand, und mancher in seinem Berufe Entgleiste hier neue Existenzmöglichkeiten zu finden glaubte. Anfeindungen, die diesen verantwortungslosen Praktikern gelten, unterstützen die ernstlich und sachlich arbeitenden Graphologen nur allzugern. Aber es ist nicht notwendig, das Kind mit dem Bade auszuschütten, denn es gibt durchaus (wenn auch nicht sehr zahlreiche) bedeutende, sachlich und methodisch arbeitende Graphologen, unter denen meiner Kenntnis nach in erster Linie das Seminar für Ausdruckskunde, Römer-München, Polizeiinstitut Charlottenburg, Lena Meyer-Benz-Eßlingen zu nennen wäre. Es fehlt bisher an einer regelrechten Ausbildungsstätte und einem Ausbildungsabschluß. Daher ist die Berufsvorbereitung und der Berufsabschluß dem Verantwortungsbewußtsein jedes einzelnen Graphologen überlassen.

Die Entscheidungen der Berufsgraphologen sind keineswegs bedenklicher, sondern sachlicher und ehrlicher – weil jede persönliche Beziehung fortfällt – als die heutigen Zeugnisse, die fast nie mehr den wahren Sachverhalt enthüllen. Wie sollte der Arbeitgeber sich auch bei 500–600 Bewerbungen auf eine ausgeschriebene Vakanz verhalten? Wenn ein Arbeitgeber nur auf Grund eines graphologischen Urteils sich entscheidet, so ist das seine Sache (wahrscheinlich hat er darin gute Erfahrungen gemacht). Der nach strenger Methode arbeitende Fachmann betrachtet selber seine Arbeit immer nur als eine Hilfsdisziplin; er gibt sich auch niemals dem Wahn hin, einen Charakter auf Grund der Schrift vollständig erschließen zu können.

Die Überschätzung der Graphologie veranlaßte manchen, von ihr zu verlangen, daß sie über ihren Aufgabenkreis weit hinausgehe. Es gibt sich noch heute mancher dem Wahn hin, außer dem Charakter auch Schicksal, körperliche Gestalt und Krankheit aus dem Schriftbild genauestens erkennen zu können. Es kommen allerdings in

besonderen Fällen frappierende Urteile solcher Art zustande, die aber vorläufig auf der Seite der Hellseherei zu buchen sind.

Literatur

1. Preyer, W., Zur Psychologie des Schreibens. 2. Aufl. mit einer Ergänzung von Dr. Th. Preyer. Verlag Leopold Voss, Leipzig 1928.
2. Meyer, Georg, Wissenschaftliche Grundlagen der Graphologie. 2. Aufl., bearbeitet von H. Schneickert. Verlag Gustav Fischer, Jena 1925.
3. Klages, Ludwig, Die Probleme der Graphologie. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1910 (vergriffen).
– Handschrift und Charakter. 11.–13. Aufl. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1929.
– Die Grundlagen der Charakterkunde. 5.–6. Aufl. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1928.
– Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. 3.–4. Aufl. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1923.
– Einführung in die Psychologie der Handschrift. Verlag Niels Kampmann, Heidelberg.
– Graphologisches Lesebuch. Hundert Gutachten aus der Praxis. Verlag J. A. Barth, Leipzig 1930.
4. Saudeck, Robert, Wissenschaftliche Graphologie. Drei Masken-Verlag, München 1926.
– Experimentelle Graphologie. Pan-Verlag, Berlin 1929.
5. Mendelsohn, Anja und Georg, Der Mensch in seiner Handschrift. Verlag E. A. Seemann, Leipzig 1928.
6. Schneidemühl, Georg, Handschrift und Charakter. 2. Aufl. Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig 1929.
7. Ivannovicz, Magdalene, Menschenkenntnis aus der Handschrift. Volkskraft-Verlag, Konstanz 1922.
8. Becker, Minna, Graphologie der Kinderschrift. Verlag Niels Kampmann, Heidelberg 1926.
9. Bobertag, Otto, Ist die Graphologie zuverlässig? Verlag Niels Kampmann, Heidelberg.
10. Mitteilungen zur sogenannten experimentellen Graphologie von Dr. Roda-Wieser, Wien. Zschr. f. angew. Psychol., 1930, Bd. 35, H. 1–3.

V. REFERATE

I. Allgemeines

***Philosophische Grenzfragen der Medizin.** Fünf Vorträge, gehalten während der Leipziger Universitätswoche 1929 von: J. D. Achelis, C. Haeberlin, R. Koch, O. Schwarz, O. Temkin. 114 Seiten. Kart. RM. 6.–. Georg Thieme, Leipzig 1930.

Koch: Der Begriff der Medizin zeichnet das Problem auf dem Hintergrunde der allgemein „ernüchterten" Weltauffassung. Die Definition, M. sei die Anwendung der Naturwissenschaft auf Erkenntnis der gesunden und kranken Menschen, trifft nicht zu; der Anteil von Natur- und Geisteswissenschaft (Philosophie, Psychologie, Geschichte)

kurz bestimmend, findet K. darin keine Erschöpfung ihres Wesens, das im Primat der Tat und der Therapie gründet. M. ist eine „besondere geschulte Art der Hilfe". Temkin behandelt: die Geisteswissenschaften in der M., ausgehend von einem älteren Satze Kochs, demzufolge M. das ist, „was der Arzt zur Ausübung seiner Berufsaufgaben weiß oder wissen soll". Gesund und krank sind nicht nur durch biologische, sondern auch durch soziale Kategorien bestimmt; Heilen geschieht in Absicht auf Güter und Werte, die von der Gesellschaft gegeben sind. Die Vorstellungen von Krank- und Gesundsein sind gesellschaftlich mitbedingt und wandeln sich daher mit dem gesellschaftlichen Aufbau, wofür Bewertung der Neurose ein einleuchtendes Beispiel ist. Damit ist die historische Betrachtung in M. eingegangen und zugleich die Brücke zur Philosophie geschlagen. Diese als begriffliche Sammlung, Geschichte als Erfassung der Gegenwart in Abstand nehmender historischer Betrachtung, Soziologie als Erkenntnis der Funktion in der Gesellschaft treten gewissermaßen in Eins zusammen; neben Naturwissenschaft ein Wesentliches in M. bildend, machen sie so wenig aus wie diese. Achelis: der ärztliche Begriff des Organismus fragt nach den Prozeßformen im Organismus, die als Gesundheit und Krankheit bezeichnet werden. Die meisten für den Organismus konstitutiven Funktionen sind in ihm ubiquitär und treten nur in den anatomischen Organen am einseitigsten, sohin deutlichsten hervor; der Organismus ist nicht eine gleichsam nachträgliche Verknüpfung einer Summe von Organen, sondern ein Ineinander von Funktionen, die zum Teil überhaupt nicht durch ein Organ repräsentiert sind (Wachen, Schlafen). Im Kranken verlaufen zwar die Regulationen auf den gleichen Wegen wie im Gesunden, haben aber einen anderen Effekt und die Tendenz, bei Kompensationsversuchen in das Gegenteil umzuschlagen. Der komplexe Aufbau alles pathologisch-physiologischen Geschehens läßt allzu einfache pathogenetische Theorien verdächtig erscheinen. Das Ordnungsziel im Gesunden ist einheitliches Zusammenarbeiten, im Kranken Zerfall der Einheit. In der Krankheit überschneiden sich die beiden Ordnungsformen des Lebens und des Todes. Osw. Schwarz: Das Leib-Seele-Problem in der Medizin, gesehen im anthropologischen Aspekt. Im Gegensatz zu Philosophie nimmt M. Leib und Seele „unbedenklich nur als zwei Dinge derselben Seinsart", interessiert sich nicht für das Wie des Zusammenhanges, den sie ohne weiteres als kausalen auffaßt, sondern nur für das Daß: Somatogenese des Seelischen, Psychogenese des Körperlichen, wobei aber nicht ein wirkliches Hervorgehen gemeint ist. Die Entdeckung Freuds, es hätten seelische Symptome über ihr Funktionsein einer gestörten Körperlichkeit hinaus einen davon unabhängigen Sinn, der aus der Gesamtsituation des Menschen erfließe, bedeutet die Sprengung des rein naturalistischen Rahmens in der M. Die Ps. A. nimmt, wenn sie auch diesen Gedanken nicht systematisch auswertet, eine abwegige Konstitution als Voraussetzung der Neurose an, während Adler die Körper-Seele-Beziehung nur als reaktive faßt. Unglücklicherweise haben beide Schulen geglaubt, in den neurotischen Mechanismen Grundverhaltungsweisen auch des Normalen gefunden zu haben, anstatt jene nur als Anhub für Beurteilung dieser anzusehen. Zwischen Leib und Seele besteht Entsprechung: dahinter liegt ein psychophysisch neutraler Kern, uns irgendwie (als „Lebnis" unser selbst) gegeben, was die Grundlage unseres Verhaltens im Leben ausmacht; indem wir aber auch nur unsere Körperlichkeit, vermöge der reflexiven Bewußtheit, wissen, haben wir ein Erlebnis (Werterlebnis) unserer Person. In Verwendung Plessnerscher Gedanken (Bd. 1, S. 624) wird als erster Aspekt des Problems formuliert: Freiheit trotz Gebundenheit. Die Neurosenpathologie ist indes reine Erlebnispsychologie; über sie hinaus führt eine Blickrichtung, die Handlung, Verhalten ins Auge faßt. Vertreter und

Begründer solcher Betrachtung ist K. Goldstein, dessen Begriff: Gesundheit sei Möglichkeit des Sichverwirklichens, ergänzt durch die Konkordanz des Selbstwerterlebens mit der Anerkennung der wesensgemäßen Aufgaben übernommen wird. Gleichen Erwägungen folgt S., wenn er, vom Zentralbegriff des Mich-in-einer-Situation-Erlebens ausgehend, die Angst als dessen krankhafte Abwandlung und als Elementarphänomen einer Psychopathologie bezeichnet. Vom Erlebnis muß es einen Zugang zum Vitalen geben, den zu begehen Aufgabe des Ps.Th. ist, welche – zunächst reine Erlebnistherapie – zu einer Therapie des Organischen muß werden können. Der Aufweis der Konvergenz solcher aus medizinischer Anthropologie erwachsender Gedanken mit anderen der Entwicklungspsychologie entstammenden leitet zum Schluß über: aus dem psychophysisch neutralen Kern der Person erwächst Freiheit im Ausmaße dieses Kernes; sie trägt die Bestimmung des Hinüberlangens in die objektive Welt in sich, wobei Werthaftigkeit der Welt den Ansatzpunkt abgibt, deren Forderungen, vom Individuum akzeptiert, sich als Aufgabe darstellen. Von hierher bestimmt sich Krankheit der Person als Schrankenlosigkeit des Erlebens gegenüber seinem psychophysisch neutralen Urgrund und als Mangelhaftigkeit seiner Zielbestimmtheit im Objektiven. C. Haeberlins Ausführungen über: Die Beziehungen zwischen der Individualität des Kranken und des Arztes gehen von einem an Klages orientierten Begriffe der Individualität als Verbindung von Geist und Leben aus. Das Individualitätsproblem hat heute in M. ein ganz anderes Gewicht als ehedem. Die Wirkung von einer Individualität zur anderen ist zunächst ein von Ausdrucksbewegungen getragener Lebensvorgang; rein vitale (z. B. geschlechtliche) oder rein rationale Beziehungen liegen außer dieser Ebene. Zum Verständnis des Verhältnisses der beiden Wesenheiten von Arzt und Kranken tragen die verschiedenen Typologien kaum etwas bei; die Beziehungen sind tiefer, als daß sie sich charakterologischer oder typologischer Formulierung fügten: sie gehören gar nicht der Sphäre des Persönlichen an, liegen in kollektiven vitalen Schichten verankert. Ein besonderes Problem entsteht aus der Verwachsenheit von Krankheit und Erlebnis. In kluger Weise zeichnet dann H. die Wandlungen und Beeinflussungen, die das Arzt-Kranken-Verhältnis durch mancherlei Momente heutigen Lebens erfährt, um zum Schlusse der Würde ärztlichen Wirkens als einer wesenhaft menschlichen Angelegenheit in vertiefter Einsicht in alle Verflechtungen Ausdruck zu geben.

R. Allers-Wien.

Buscher, G. (Zürich), **Ehescheu und Sittlichkeit.** Ethik 1930, Bd. 6, H. 4, S. 322–327.

B. sieht nahe Zusammenhänge zwischen den Kreisen der modernen Frauenbewegung und der Ehescheu; er nennt den Kern der Frauenbewegung die Emanzipation, die in ihrem eigentlichen Wesen eine solche vom Manne sei und daher Ehelosigkeit bedeute; die erste Pflicht des Weibes werde hier rücksichtslos verneint, während alle möglichen sogenannten Rechte gefordert würden. Dieser überkluge Egoismus aber betrüge die Frau um das Beste im Leben; in höheren Jahren breche dann zu spät diese Erkenntnis durch. Abneigung gegen die Ehe ist Entartung und B. weist nachdrücklich auf die Lebensweisheit des Orients hin, die Ehelosigkeit nicht dulde.

C. Haeberlin-Bad Nauheim.

Trapet, A., Struktur und Krankheit der Seele. Zschr. ges. Neurol., 1930, Bd. 124, H. 1 u. 2, S. 194–199.

Ausgehend von der Tatsache der Schichtung des Seelenlebens in die zwei großen Bereiche des Bewußtseins und des Unbewußtseins, deren erster als der seelische Ort des Ektypus, deren zweiter als der des Archetypus (Jung) bezeichnet wird, unternimmt

es T., die archetypischen Inhalte des Unbewußtseins mit den Psychosen in Verbindung zu setzen. Das Manifestwerden des Archetypus in der Psychose wird verglichen mit den Vorgängen beim Traume: eine beim Wachen vorhandene Isolierschicht zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein wird, bildmäßig gesprochen, undicht; bei Zuständen, wo das Bewußtsein irgendwie verändert ist, strömen unterschwellige Urtriebe ungehindert in die Oberschicht, wie bei der Epilepsie oder bei der Imbezillität. Dem Alkohol schreibt T. eine zerstörende Wirkung auf die Isolierschicht zu; und das Auftreten von Archetypen bei Seelenstörungen wird als der Ausdruck einer Art von Gleichgewichtsstörung zwischen oberer und unterer Seelenschicht verstanden. Eingehende Einzeluntersuchungen sind, wie T. betont, zur Klärung dieser Beziehungen notwendig.

C. Haeberlin-Bad Nauheim.

***Weißäcker, V. v., Kranker und Arzt.** 25 Seiten. Jünker & Dünnhaupt, Berlin 1928. Brosch. RM. 1.30.

Vor dem Forum der Philosophie hat der Arzt Rechenschaft zu geben, was denn die Abhängigkeit der Wahrheit von der Gesundheit erkenntnistheoretisch und metaphysisch bedeute. Ob nicht das Wesensproblem auftaucht, ob Wahrheit selbst erkranken könne? Zu fragen ist, wie Irrtum möglich sei? Nur dicht an der biographischen Szene des Krankentums und Arzttums ist die Erfahrung möglich, die solche denkerische Lösungen ermöglicht. Wenn hier nach der Auswirkung des Gemeinschaftsphänomens in der Medizin gefragt wird, so kann das nur so verstanden werden, daß von diesem Phänomen aus jedes Detail der Medizin, also z. B. auch ihre Erkenntnisse beeinflußt werden und daher von da aus kritisierbar sind. Es sind nun hauptsächlich drei solcher Momente, die den Aspekt der modernen Medizin gestalten: daß das Arzt-Patient-Verhältnis zu einer öffentlichen Institution umgestaltet wurde und so ein neues Rechtsverhältnis gestiftet wurde; daß als Teilphänomen der Auffassung der Medizin als angewandte Naturwissenschaft auch eine wissenschaftliche energetische Auslese des technischen Mangels eines Kranken in den Vordergrund gestellt wird; als dritte rationale Entwicklung endlich erscheint die Psychotherapie mit der leitenden Idee, daß alle Neurosen soziale Phänomene im weitesten Sinne sind. Die Menschheit hat sich nämlich auf den Weg gemacht, nicht nur die reine Vernunft zu kritisieren, sondern hinter der großen Purifizierung neue Bewußtseinsräume zu entdecken. Und hinter der Kritik der Seele z. B. erschließt sich die Dimension der Echtheit, und so eröffnet sich aus den Erfahrungen der Neurosentherapie eine erste Aussicht in das Faktum, daß Wahrheit nur zustande kommt, wo auch Gesundheit besteht. Aber auch die Einflußsphäre der ärztlichen Ingerenz auf den Patienten wird weiter und tiefer. Der Unterschied fällt zusammen mit dem von objektiver und umfassender Therapie: indem der Arzt das Leben des Patienten sozusagen durch wirkliche Einschmelzung der eigenen Person in sich aufnimmt. Es vollzieht sich dies im Phänomen der Übertragung, einem „Analogon der Liebe". In diese gewandelte Einflußsphäre wird auch das Organgeschehen einbezogen; es wird erkannt, daß die Autonomie der Organfunktionen eine nur beschränkte ist, daß auch sie vielmehr als Ausdrucksorgane allen Sätzen unterliegen, die über Beziehungsgesetze gesagt worden sind: den gegenbildenden Bedingungen der Gemeinschaft.

Osw. Schwarz-Wien.

***Jakobs, Karl, Arzttum in Not, Betrachtungen über die Krisis im Ärztestand.** 136 Seiten. F. C. W. Vogel, Leipzig 1929. Kart. RM. 5.–.

Behandelt also nicht die Krise in der Medizin, sondern die unter den Medizinern. Mit anderen Worten, der Existenzkampf den die deutsche Ärzteschaft heute führt, und zwar mit der Sozialversicherung resp. mit deren Exponenten, den Krankenkassen, ist

Gegenstand des Buches. Das was die Lektüre dieser Abhandlungen über alle die bekannten Schmerzenskinder und Gegenstände unerschöpflicher Diskussionen unter Ärzten, wie „freie Arztwahl", „Facharztfrage", „Vertrauensärzte" usw., zu einer wirklich genußreichen macht, und das Buch selbst von den allermeisten seinesgleichen weitgehend unterscheidet, ist die Vornehmheit der Grundhaltung und die oft mit Leidenschaft vertretene Überzeugung, daß ein Ausweg aus allen Tagesnöten gefunden werden könne und müsse bei voller Wahrung der Eigenart und Idealität des ärztlichen Berufes. Ob dies möglich ist? Ref. wagt der jahrzehntelangen praktischen Erfahrung J.s gegenüber keinen kritischen Widerspruch in der Behandlung einzelner Fragen. Doch möchte ihm scheinen, daß mit dem Eingeständnis, Gesundheit des Volkes sei ein öffentliches „Gut", der unbeschränkten Einflußnahme des Staates aus rein apriorischen Gründen kein Widerstand entgegengesetzt werden könne, und was für Priester, Lehrer und Richter als Sachwalter der geistigen und ökonomischen Güter recht ist, auch für die Bewahrer des körperlichen Guts werde billig sein müssen.

Osw. Schwarz-Wien.

***Müller, O., Wissen und Glauben in der Medizin.** 44 Seiten. F. Enke, Stuttgart 1929. Brosch. RM. 2.50.

Die Schrift polemisiert gegen die Behauptungen, nur das Wissen nicht aber der Glaube sei ein Instrument der Wissenschaft. So sei sogar eines der Axiome der exaktesten Wissenschaft, der Physik, nämlich das Kausalgesetz, ein Glaube, eine Annahme, ein Postulat. Auch der Begriff des Gesetzes habe viel von der Gloriole der Absolutheit eingebüßt. Für den Menschen gibt es nämlich noch andere Erlebensoffenbarungen als den Verstand, nämlich den richtig eingestellten Willen und das Gefühl. So gesteht ein führender Physiker (Gerlach) „das Weltbild der Physik ist nicht die Weltanschauung des Physikers". Durch diese Einstellung resp. Umstellung, die in der modernen Wissenschaft Platz greift, hat auch die Kategorie des Zweckes neuerliche Anerkennung gefunden. Für die Medizin wirkt diese Mentalität erlösend, indem Probleme wie das des Gewissens oder des Sinnes des Lebens wieder in ihre Kompetenzsphäre fallen. Das medizinische Spezialfach, dem diese Probleme unterstehen, ist die Psychotherapie. Auch in ihrem engeren Bezirk spiegelt sich der eben gekennzeichnete Lauf der Welt, etwa in der Entwicklung von Freuds ursprünglichem Naturalismus zu den Systemen von Jung und Adler. „Seitdem allmählich die Bühne des Lebens wieder in ganzer Ausdehnung für die Einwirkung des Arztes erschlossen, und die Übergriffe einer imperialistischen, sog. ‚objektiven' Erkenntnis auf andere Gebiete des Erlebens werden nicht mehr zu therapeutischen Hindernissen."

Osw. Schwarz-Wien.

Heidenhein, Adolf (Tübingen), **Über Pathographie.** Dtsch. med. W., 1929, H. 45 und 46, S. 1869–1871, 1892–1895.

Die Pathographie gibt keine Kritik, weder eine solche des Werkes noch eine solche der Persönlichkeit. Sie gibt keine Werturteile ab, und wenn sie den Nachweis führt, daß eine bedeutsame Leistung mit aus pathologischen Quellen gespeist wird, so besagt diese Tatsache an sich nichts gegen den Wert dieser Leistung (Welchen Wert? Ref.). Die pathographische Einzeldarstellung muß dagegen für die Lösung psychopathologischer und psychiatrischer Probleme von Belang sein. Natürlich eignen sich nicht alle Fragen der Psychopathologie und Psychiatrie gleichermaßen für eine pathographische Untersuchung. Zunächst wird die phänomenologische Forschung Gewinn ziehen. Weit größere Bedeutung aber hat die Psychographie für die Charakterologie. Die Charakteranlage mit ihren Beziehungen zur Psychose leitet hinüber zur Erblichkeitslehre. Noch viel wichtiger erweist sich die P. für Erhellung der Beziehungen

welche zwischen seelischen und kulturellen Phänomenen bestehen, so daß wir wichtige Bausteine zu einer Kulturpsychologie erhalten. Dadurch erhält die Bearbeitung der Frage nach dem Zusammenhang von Genie und Irrsinn neue Impulse, da sich der Begriff des Genies nur vom Soziologischen her fassen läßt.

Osw. Schwarz-Wien.

II. Psychologie

a) allgemeine

***Watson, John B., Der Behaviorismus.** 400 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1930. Geb. RM. 11.–.

Alle bisherige Psychologie war Seelenforschung. Behaviorismus ist Verhaltensforschung. B. ersetzt das Forschungsobjekt Seele, deren Existenz er bezweifelt, samt ihren Komponenten (Bewußtsein, Wahrnehmung, Empfindung, Vorstellung, Intuition usw.) durch das Forschungsobjekt: menschliches Verhalten. Aus dieser Betrachtungsweise eröffnen sich überraschend neue Perspektiven in der Erkenntnis psychophysischer Zusammenhänge. Nach W. bedarf das völlige Verständnis des menschlichen Verhaltens keines einheitlichen psychischen Faktors, wie z. B. der Annahme einer psychischen Energie. Gerade durch die Ausschaltung des Bewußtseins (oder des Unbewußten) als eines wesentlichen Bestandteils im Verhalten des Menschen glaubt der B. eine vollständigere und wissenschaftlichere Darstellung des ganzen Menschen zu geben als die traditionelle Bewußtseinspsychologie es je vermocht hat. Jene Faktoren, die von der bisherigen Psychologie als bewußte oder geistige Elemente bezeichnet worden sind, gehen restlos in den biologischen und sozialen Bestandteilen der behavioristischen Analyse auf. Der B. steht auf dem Standpunkt zweier konvergent verlaufender, fortan untrennbarer Entwicklungslinien, der Physiologie und der Psychologie, zwischen der Biologie auf der einen und den Sozialwissenschaften auf der anderen Seite. Physis für sich und Psyche für sich sind nach ihm undenkbar, sondern eines ist Ausdruck des anderen, beide sind Ausdruck des Lebens. Der Gedanke ist nicht neu; neu ist die konsequente Durchführung dieser Anschauung im behavioristischen System. Die physiologische Funktion wird sinnlich faßbar im Verhalten, sei es in einer Steigerung des Blutdrucks, sei es in der Formung eines Gedankens (einer komplizierten ganzkörperlichen Reaktion unter vorwiegender Beteiligung des Sprechapparates). Sämtliche möglichen Verhaltungsweisen mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu studieren, ist Arbeitsgebiet, aus der Summe aller eine restlose Erklärung der individuellen und sozialen Position des Menschen und Kontrolle über diese zu gewinnen, Arbeitshypothese des B. W. hat die behavioristischen Ansichten als erster scharf formuliert, andere Forscher haben ihn rasch an wissenschaflicher Gründlichkeit und Tiefe überholt. Im vorliegenden Buch gibt er eine erschöpfende Darlegung seines Standpunktes in leichtfaßlicher und anregender Form. Eine große Anzahl von Experimenten und Beispielen aus dem Leben beleuchtet die Thesen seiner Lehre. Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die sich an ein breiteres Publikum wandten, daher seine Eindringlichkeit und, selbst für den Laien, Leichtverständlichkeit. Daher freilich auch der für den wissenschaftlichen Geschmack etwas oberflächliche Stil, der mit der Bedeutung dieser Lehre nicht recht im Einklang steht. Das Erscheinen eines Hauptwerkes über den B. in Deutschland ist zu begrüßen und wird im kritischen Leser hoffentlich das Bedürfnis nach einer „objektiven" Darstellung der behavioristischen Probleme wecken.

Friedrich Jensen-Berlin.

Heider, Fritz (Psychol. Inst. Hamburg), **Die Leistung des Wahrnehmungssystems.** Zschr. f. Psychol., 1930, Bd. 114, H. 5–6, S. 371–394.

Greift Gedanken in erweiterter Form auf, die H. schon früher in seiner interessanten Studie: Ding und Medium (Symposion I) veröffentlicht hatte. Das Wahrnehmungssystem muß im Hinblick auf seine Leistung, seine Umweltsgemäßheit betrachtet werden, während oft der Aufbau der Umwelt außer acht gelassen wird. Gefragt ist die Struktur der Umwelt, die für erkennendes Durchdringen wesentlich ist. Erkennendes und Zu-Erkennendes müssen in einer ganz bestimmten Weise in einer physikalischen Struktur drinstehen. Diese Struktur ist nach den Kategorien: Eigenbedingtheit und Fremdbedingtheit zu kennzeichnen. Fremdbedingt ist das „Medium", durch das wir erkennen; es weist über sich auf anderes hinaus, die in ihm verlaufenden Geschehensformen sind „Ausläufer", von den „Kernen" ausgehend. Auf das Wahrnehmungssystem wirkt unmittelbar gewöhnlich nur das Medium. An einem sehr instruktiven Beispiel wird gezeigt, daß das Wahrnehmungssystem nicht „aus sich heraus" funktioniert, sondern indem es der Umwelt „folgt", ihr gemäß funktioniert. Im Mittelpunkt der meisten Probleme einer Wahrn.-Psychol. steht die Mehrdeutigkeit des Einzelreizes. Ein „Ausläufer" kann verschiedene „Kerngeschehen" zur Ursache haben, erst eine Mehrheit von Ausläufern ist meistens der Ursache eindeutig zugeordnet. Es kann nun im Ausläufer zu viel oder zu wenig enthalten sein. Das Wesentliche und Invariante im Wahrn.-Geschehen liegt in der Beziehung der lebensrelevanten Umwelt zu den auf die Dinge abzielenden Erlebnissen. Das Geschehen im Medium und das Geschehen im Organismus, die sich dazwischen schalten, sind von geringerer Relevanz. In geistreicher Weise wird nun nachgewiesen, daß: nur wenn unser Wahrnehmen in irgend einer Weise einen Fehler begeht, die Gegenstände nicht richtig wiedergibt, brauchbare Ausgangspunkte zur Erforschung der Eigengesetze des Wahrnehmungssystems zu gewinnen sind. Ein Zentralbegriff H.s das „Beheimatetsein" eines Geschehens, erweist sich als sehr fruchtbar. Indem nämlich die Adäquatheit der Wahrn. ihre Ursache in der Beschaffenheit des Wahrn.-Apparates einerseits, der Wahrn.-Welt andererseits hat, in diesen beiden Systemen einheitlich fundiert ist, es öffnet sich ein neuer Zugang zu dem Begriffe der „Zweckmäßigkeit". Weil es aber „in der Luft hängende Korrelationen" nicht geben kann, muß diese Zweiheit auf eine Einheit zurückgeführt werden können. Dies kann unternommen werden, indem der Ursprung der Zweiheit in eines der Systeme verlegt wird, Weg der Assoziationspsychologie, oder als in einem Dritten fundiert gedacht wird. Eine Entscheidung trifft H. nicht. Ref. möchte aber anmerken, daß sich hier eine Problematik auftut, die zwar innerhalb von eigentlicher Psychol. entspringt, von hier aber unmittelbar in Ontologie hineinführt. Denn, was H. anschneidet, ist nichts anderes wie das alte ontologische Problem das Fundamentum relationis in einer freilich etwas anderen Wendung, aber im Wesen das gleiche geblieben. Man möchte hoffen, daß H., dem begriffliche Klarheit und der Mut zur Konsequenz hervorragend zu eigen sind, sich der Untersuchung auch in dieser Richtung nicht entschlagen wolle. R. Allers-Wien.

Peters, W. (Jena), **Sprangers Lebensformen und die Psychologie des konkreten Menschen.** Zschr. f. Psychol., 1929, Bd. 112, H. 4–6, S. 379–444.

Frägt, was die Ideen S.s zur psychologischen Erfassung der konkreten Person zu leisten imstande seien. Das „Schlagwort von der geisteswissenschaftlichen Psychologie richtet schwere Verwüstungen", zumal in der heranwachsenden Pädagogengeneration an, werde oft benutzt, um krasse Ignoranz zu verdecken. Diese Psychol. sei eine „psychologia pauperum", die nicht zur psychischen Wirklichkeit hin, sondern von ihr weg führe.

Einer kurzen Darlegung der S.schen Grundpositionen folgt eine eingehende Kritik: Wo S. sich mit Wirklichkeit beschäftigt sagt P., hat er an Stelle dieser ein Gedankengebilde gesetzt, das aus Teilen der Wirklichkeit und eigenen gedanklichen Zutaten besteht. Die Methode ist mehr eine Betrachtungs-, als eine Verfahrensweise. S.s Polemik gegen naturwiss. Psychol. verfehlt ihr Ziel, weil sie gar nicht die faktische Psychol. im Auge hat. An Stelle der eigentlichen tritt eine „Surrogatwirklichkeit". P. bemüht sich nun in stetiger Bezugnahme auf S., einige Grundbegriffe rein herauszuarbeiten, ein Unternehmen, dessentwillen man ihm Dank wissen muß. Beachtlich schon die systematische Klärung des verschiedenen Gehaltes des Begriffes: Element und die Gegenüberstellung seiner Bedeutung in Chemie und Psychol. Weiter werden untersucht: Synthese, Assoziation, Richtungsfaktoren, besonders eingehend die Stellung des Intentionalen und Funktionalen im Seelenleben und deren Bearbeitung innerhalb von Psychol. Folgerichtig gelangt P. zu einer Methodenkritik des Experimentes, dessen verschiedene Arten und Anwendungen eine einleuchtende Darlegung erfahren. Die Psychol., wie sie faktisch betrieben wurde und wird, ist eine ganz andere, als sie S. sieht. Psychol. ist sich bewußt, im Rahmen einer Anthropologie zu stehen, daher auch das intentionale wie das geisteswissenschaftliche Moment nicht vernachlässigen zu dürfen, wenn sie auch den biologischen Disziplinen näher stehen muß. R. Allers-Wien.

***Römer, A.** (Leipzig), **Das Bedürfnis nach Sinnhaftigkeit des Lebens.** Psychologische Erhebungen unter den Besuchern von Volksbildungskursen. Beih. z. Zschr. f. Religionspsychol., H. 1, S. 105. C. Bertelsmann, Gütersloh 1929. Geb. RM. 5.–.

R. legt Kursteilnehmern der Leipziger Volks- und Fichtehochschule – erstere zum Großteil von Angehörigen des Proletariats, letztere vorwiegend nicht von der ausgesprochen proletarischen Schicht besucht – zwei Fragebogen vor, und zwar als ersten einen Auseinandersetzungsbogen, auf dem eine Art Glaubensbekenntnis vorgelegt wurde, und als zweiten einen ergänzenden Fragebogen, der eingehender nach der Stellung der Vpp. zum Glauben an Gott, an eine in der Welt wirkende Vorsehung oder an eine Gesetzmäßigkeit, Überirdisches überhaupt usw. und schließlich nach der Einstellung zur religiösen Erziehung fragt. (Im Anhang sind die Fragebogen wiedergegeben.) Im Vorliegenden ist die Auswertung des Materials nur nach Beantwortung der Frage 5c „Fühlen Sie einen starken Drang nach Klärung der Fragen nach dem Sinne des Lebens, der Welt usw.?" erfolgt. In 73 Niederschriften wurde die Frage beantwortet, davon stammen 40 Bogen aus der Volkshochschule, darunter 14 Arbeiter und Arbeiterinnen, 33 aus der Fichtehochschule, darunter 1 Arbeiter; umgekehrt ist der Prozentsatz bei Kaufleuten, Hausfrauen, Privaten usw. Von den 40 bejahten die Frage 70%, gegenüber $81^{9}/_{11}\%$ der Fichtehochschule und verneinten sie 30% gegenüber $18^{1}/_{11}\%$. Die Sichtung der Niederschriften ergibt 3 Gruppen: 1. Die Negativen, die ausgesprochen Nichtreligiösen, 2. die Schwankenden, innerhalb beider werden unterschieden die nach der negativen und die nach der religiösen Seite Hinzielenden, und 3. die Religiösen, die wieder in „schwach", „allgemein-religiös" und „ausgesprochen christlich" geschieden werden. R. belegt ausführlichst diese verschiedenen Kategorien mit Beispielen und charakterisiert sie. Auffallend ist, daß die Anzahl der Verneinung der Frage deutlich nach der positiven Seite hin zunimmt. R. lehnt zur Erklärung dieser Tatsachen den Oberflächlichkeits- und Minderbegabungsstandpunkt ab; nach ihm handelt es sich dabei um Glaubensbefriedigung; aber ein allgemeines Gesetz läßt sich hier nicht aufstellen, da auch auf seiten positiver Religiosität Bejahung der Sinnfrage, und zwar sogar in der Majorität vorliegt. R. bringt mit Vorliegendem wertvolles Material. Fr. Sack-Wien.

b) experimentelle

***Foucault, Marcel** (Montpellier), **Premières Leçons de Psychologie expérimentale** (Einführung in die experimentelle Psychologie). 94 Seiten. Delagrave, Paris 1930. Brosch. Fr. 12.–.

Sehr geschickte Darstellung von 21 einfachen Versuchen, die ohne Apparatur ausgeführt werden können. Jeder Klasse von Versuchen ist ein Abschnitt: Probleme und Theorien angefügt, welcher den Studierenden auf die Tragweite der betreffenden Fragestellung hinweist. Absichtlich elementar gehalten ermangelt das kleine Büchlein doch nicht weiteren Blickes und ist seinem Zwecke sicherlich vollkommen angepaßt.

R. Allers-Wien.

Mager, Alois (Salzburg), **Zur Frage der Enge des Bewußtseins.** Arch. ges. Psychol., 1930, Bd. 74, H. 1–2, S. 164–172.

Pauli, R. (Psychol. Inst., München), **Die Enge des Bewußtseins und ihre experimentelle Untersuchung.** Ebenda. S. 201–257.

Während M. sich hauptsächlich mit einer Arbeit von Schulze auseinandersetzt (Achs Untersuchungen zur Psychol., Phil. u. Pädag., 1929, Bd. 7, H. 3) und dessen Kritik an seinen eigenen und Paulis Forschungen als auf einem Mißverstehen der eigentlichen Absicht beruhend zurückweist, behandelt P. in übersichtlicher Weise die ganze Geschichte des Problems, welches, so alt wie Psychologie überhaupt, bereits bei Aristoteles prägnant formuliert ist. Die Frage nach der Enge ist von grundsätzlichster Bedeutung, der nach den Assoziationsgesetzen darin gleich, soferne diese auf das Zeitverhältnis des Nacheinander, jene auf das des Nebeneinander geht. Es wird eine eingehende Darstellung der Ergebnisse von Paulhan, Binet, Vogt als Vertreter der ersten Phase in der Erforschung der Enge gegeben, woran sich eine der Untersuchungen von Mager, Pauli, Eliasberg (s. Ref.) und Schulze schließt. Die neueren Arbeiten bedienen sich nicht mehr fortlaufender Tätigkeiten, sondern zweier möglichst kurzdauernder Leistungen, einer optischen, einer taktilen, die an eine gleichzeitige tachystoskopische Reizdarbietung gebunden ist. Bei Verwendung von Intensitätsvergleichen und Zahlauffassungen erhielt Mager bis 88% Ausfälle; Eliasberg 44% bei Verwendung verwickelterer Aufgaben. Bei Schulze sind die Aufgaben infolge Verwendung stärkerer taktiler Reize erleichtert, die Aussagen ohne Rücksicht auf Sicherheit und Reaktionsdauer verwertet, die Ausfälle infolgedessen auf 14% verringert. Bei Herstellung zentraler Gleichzeitigkeit (im Gegensatz zu physikalischer, durch Verfrühung des Lichtreizes) steigt aber die Zahl der Ausfälle auf 21%. Die Kritik Schulzes an Mager-Pauli wird als von irrigen Voraussetzungen ausgehend zurückgewiesen. Das Problem kann noch lange nicht als geklärt angesehen werden. Die bisherigen Untersuchungen ergeben aber brauchbare Unterlagung für weitere Forschung.

R. Allers-Wien.

Eliasberg, W. (Psychol. Inst., München), **Über Schwierigkeit und Ausschließlichkeit im Seelischen. Die Enge des Bewußtseins in qualitativer Beziehung.** Arch. ges. Psychol., 1930, Bd. 74, H. 1–2, S. 173–200.

Problem: Die Schwierigkeit intellektueller Vorgänge und die Verträglichkeit gleichzeitiger psychischer Vorgänge in qualitativer Hinsicht. In zeitlich beschränkter Gebung wurden Reize, die sich an disparate Sinnesgebiete wenden, geboten. Außer der Aufgabenleistung wurde von den Vpp. (13) Selbstbeobachtung verlangt. Zur Beurteilung der Schwierigkeit gibt es objektive Kriterien: Lösungszeit, Streuung, Fehlerzahl, Leistungsausfall, Ausdruckbewegungen, und subjektive: Erlebnis der Bewußtseinsleere,

Hemmung von der Aufgabe ausgehend, Aufmerksamkeitskonzentration, Bewußtseinsstufe, die bei schwierigen Aufgaben eine andere ist, Änderung der Lösungsmethoden, Leistungsgefühl, Wissen um Schwierigkeit, Verwendung von Hilfen. In 42,7% der Fälle (29 Vor- und 26 Hauptversuchsreihen) waren Doppelleistungen möglich. Schwierig sind Aufgaben streng logisch-formaler Art. Die objektiven Kriterien zeigen keinen durchgängigen Parallelismus. Lösungszeit ist ein besseres Kriterium als Fehlerzahl. Bei einem Typus sinkt mit steigender Schwierigkeit die Leistungsgüte nicht, es steigt aber die Lösungszeit: langsame gute Arbeiter. Engeerscheinungen zeigen sich auf dem Gebiete der assoziativen und intentionalen Förderungen und Hemmungen für das Intellektuelle. Die Störungswirkung ist am stärksten bei den schwierigsten Aufgaben, besonders bei Betonung des taktilen Reizes. Erschwerend wirken bei Doppelleistungen die Artung der Persönlichkeit (differenzierte sind am stärksten gestört), die Aufgabe (logische Form), die Instruktion. Hemmung von Funktionen ist nicht gleichbedeutend mit objektiver Leistungsminderung. Oft ist Hemmung Voraussetzung für Konzentration. Bei einer Theorie der Engeerscheinungen muß neben diesen selbst die auf ihre Überwindung gerichtete Tendenz, der aus inneren Gründen erfolgende Fortschritt der Gedanken berücksichtigt werden. E. findet, daß eine physiologische Theorie der Engeerscheinungen zwar noch nicht aufstellbar, aber anzustreben sei. Gegen Mager, der eine solche für aussichtslos hielt und den Aktcharakter des für die Enge des Bewußtsein maßgebenden Vorganges behauptete, verweist E. auf das Phänomen der homogenen Hemmung Ranschburgs: gleiche Reize erzeugen eine verstärkte Verschmelzung, hemmen also die individuelle Erfassung, was eine physiologische Theorie erlaube: summative Verschmelzungstendenzen parallelgerichteter Aktionsströme in der Rinde. R. Allers-Wien.

Harden, Luberta, M. (Psychol. Inst. Clark Univ.), **The Effect of Emotional Reaction on Retention.** (Einfl. emot. Reakt. auf Merkfäh.) Journ. Gen. Psychol., 1930, Bd. 3, H. 2, S. 197–221.

Untersucht die Wirkung von affektiven Einflüssen auf das Behalten von sinnlosen Silben, Ziffern und Worten. Nach Darbietung verschiedener Häufigkeit wird während einer Pause die Vp. beschäftigt (Lesen unterhaltender u. a. Sachen) oder erschreckt usw. Es fand sich, bei manchen Vpp. sehr ausgesprochen, eine Beeinträchtigung der Merkfähigkeit, die in einem Falle sich bis zu vollständigem Vergessen steigerte. Insbesondere unmittelbar nach der affektiv betonten Erfahrung tritt eine starke Verzögerung in der Reproduktion ein. Derartiges kommt aber auch in Kontrollversuchen vor, so daß sich ein Analogon zur retrograden Amnesie nicht ergibt. R. Allers-Wien.

Zigler, Michael J. (Psychol. Inst. Wellesley Coll.), **Toneshapes: a Novel Type of Synaesthesia** (Tongestalten, eine neue Art Synästh.). Journ. Gen. Psychol., 1930, Bd. 3, H. 2, S. 277–287.

Beschreibt das bei 2 Personen gefundene, bisher anscheinend nicht bekannte Auftreten von dreidimensionalen Bildern, welche in ziemlicher Beständigkeit bestimmten Klängen zugeordnet sind. Die gesehenen Gestalten sind bei den beiden verschieden, doch besteht insofern Übereinstimmung, als fast stets höhere Töne kleinere Gegenstände von soliderem Aussehen erzeugen, tiefe Töne aber größere von hohlem Aussehen. Veränderung der Tonstärke ist ohne besonderen Einfluß. Bei der Länge nach ausgedehnten Gestalten ist die Länge von der Dauer der Darbietung abhängig. Es besteht auch ein Einfluß der Darbietungsdauer auf gewisse Bewegungserscheinungen und auf die Klarheit der Ausprägung. Beide Vpp. geben an, daß Gestalt das primäre, Farbe nur ein sekundäres Moment sei. Die Gestalten haben ausgesprochen ästheti-

schen Wert für die Erlebenden. Mutmaßlich bestehen Beziehungen zu eidetischen Erscheinungen. R. Allers-Wien.

c) angewandte

***Kern, Benno** (Psychol. Semin., Abt. u. Dtsch. Inst. f. wiss. Pädag., Münster i. W.), **Wirkungsformen der Übung.** Beiträge zur Psychologie der Arbeit. IX u. 511 Seiten. Helios-Verlag, Münster i. W. 1930. Brosch. RM. 35.–, geb. 42.50.

Diese „experimentalkritischen Untersuchungen über unterschiedliche Wirkungen der Übung und deren Einfluß auf Rangreihen psychologischer Prüfverfahren" (Untertitel) verdienen sowohl des Umfanges der zugrunde gelegten Erfahrungen und der sorgfältigen Berücksichtigung der Literatur (428 Nummern) wegen, als insbesonder wegen der Tragweite der Folgerung allergrößte Beachtung. In der Absicht, die Verläßlichkeit psychotechnischer Prüfverfahren einer kritischen Bewertung zu unterwerfen, angestellt, haben diese Reihen – 14 an der Zahl, an 270 Vpp. – eine für das Problem der Übung und damit für viele andere ganz allgemeine Bedeutung. An die Formulierung und Erläuterung der Fragestellung wird größte Sorgfalt gewendet: 126 S. dienen diesen Darlegungen. Ebenso wird die Methodik genauestens beschrieben. Prüfungen: In einer horizontalen Punktreihe, deren einzelne Punkte durch vertikale Striche getrennt sind, sollen alle Punkte möglichst rasch durch eine, die Striche nicht berührende Linie verbunden werden, dasselbe, nur daß die Punkte in einem Labyrinth liegen, Rechenversuche mit Störungsreizen, Vollmanns Test, bei dem die in Quadrat angeordneten, regellos folgenden Buchstaben des Alphabets vorgelegt werden und mit ihren Rangziffern zu versehen sind, Durchstreichversuche, Reimtest. Die Versuche wurden noch mehrfach modifiziert. – Hier können nur die wesentlichsten Ergebnisse aufgeführt werden. Vorweg sei gesagt, daß diese – in solchem Umfange wohl noch nicht durchgeführten Untersuchungen – geeignet sind, die ernstesten Bedenken gegen die übliche Beurteilung von Leistungsfähigkeit auf Grund einmaliger Prüfung zu erwecken. Manche Erfahrungen K.s haben auch für Pädagogik und Heilpädagogik größte Bedeutung, sofern sie eine Warnung vor voreiliger Urteilsbildung über Möglichkeiten darstellen. – Die Durcharbeitung der Resultate erlaubt die Formulierung verschiedener „Übungsgesetze", deren erstes K. das ontogenetische nennt: Je jünger die Vp., um so geringer die Anfangsleistung, um so höher der prozentuelle Leistungszuwachs. Die Anfangsleistungen steigen mit dem Alter an, die prozentualen Leistungszuwächse nehmen ab. Die Spannung zwischen Anfangsleistung und Übungswirkungsgrenze nimmt mit dem Alter ab. Dieses Gesetz gilt für alle geprüften Funktionen und alle Altersstufen von 9–20 Jahre. Es hat vor allem interindividuelle Geltung, d. h. es tritt an den Durchschnittsleistungen der Gruppe, Altersstufe deutlich zutage, die individuellen Bindungen an dieses Gesetz aber sind unsicher. 2. Weniger sicher ist das „differentielle Übungsgesetz": hohe Anfangsleistungen sind innerhalb einer Altersstufe an niedrigen, niedrige an hohen Übungsgewinn gekoppelt. Diese Beziehungen gründen aber nicht in besonderen Zusammenhängen zwischen Leistungsgröße und Übbarkeit, sondern in der Wirkung von Anfangshemmungen, welche sowohl die geringen Anfangsleistungen wie die prozentuellen hohen Übungsgewinne verursachen. Die allerersten Anfangsleistungen zeigen auch eine viel größere Streuung aus dem gleichen Grunde. Nach Beseitigung der Anfangshemmungen zeigen die Streuungen eine sehr bemerkenswerte Konstanz. 3. Das „Übungsfolgengesetz", dem zufolge die Leistungszunahmen im Verlaufe der Übung immer kleiner werden sollen. Diese Annahme hat sich nicht bestätigt. Offenbar

liegen hier die Dinge viel verwickelter, als man bisher angenommen hat. Einfache Funktionen und Funktionskomplexe verhalten sich hierin verschieden. Zur Ökonomie der Übung ergab sich, daß die Massierung der Einübungsarbeit auf wenige langdauernde Übungszeiten immer unökonomisch wirkt. Die Einzelübungszeiten können sehr niedrig gehalten werden, ohne daß es zu einer Verschlechterung der Übungswirkung kommt. Es wurden sogar die besten Wirkungen in Reihen gefunden, in welchen die Übungszeit auf wenige Minuten oder sogar Bruchteile einer Minute herabgesetzt worden war. Die Übungsfestigkeit ist im allgemeinen gut, auch durch mehrmonatige Unterbrechung nicht wesentlich beeinträchtigt, mutmaßlich von individueller Veranlagung stark abhängig. Beachtenswert ist, daß es auch bei 16- und 20wöchiger Übung nicht gelang, eine obere Grenze zu erreichen, und auch eine asymptotische Annäherung an eine Konstanz der Leistung sich nicht ergab. Zum Hauptproblem, der Frage nach der Rangfestigkeit der Anfangswerte ergab sich nun, daß die nach einmaliger Vornahme eines Übungsversuches erreichten Leistungswerte nicht rangfest seien. Das einmalige Prüfverfahren kann daher keine einwandfreie Prognose zulassen und muß in vielen Fällen zu groben Fehlschlüssen führen. Zumindest müßte die Beseitigung der Anfangshemmungen abgewartet werden. Bei den meisten Tests aber kann auch nach 1–1½wöchiger Übung noch keine sichere Prognose gestellt werden. Die Rangfestigkeitsgrenze wurde bei den Punktreihen- und Rechenversuchen erst nach 2–3wöchiger Übung erreicht, bei Leistungen auf Grund von Funktionskomplexen erst nach 5–7 Wochen. Wenn die einmaligen Prüfungen immerhin noch teilweise brauchbare Resultate ergeben, so darum, weil die gute Gruppe von vornherein einen etwas größeren Prozentsatz Gutbefähigter enthält als die schlechte. Daher arbeitet das Gruppeneinteilungsverfahren zwar mit einer gewissen interindividuellen Sicherheit, versagt aber, wenn es gilt, individuelle Prognosen zu stellen. In allen Reihen fanden sich Fälle, welche nach der Anfangsleistung beurteilt, sehr schlecht abgeschnitten hätten, die sich aber im Laufe der Übungsversuche zu den höchsten Rangstufen hinaufgearbeitet haben. Ebenso kommt das Umgekehrte vor, daß sich die Zuteilung zur guten Gruppe im Fortgange der Versuche nicht aufrechterhalten ließ. Es besteht lediglich eine Gruppenfestigkeit von 60–40%, d. h. aber: 40–60% aller Urteile sind glatte Fehlurteile. Die einmalige psychotechnische Prüfung also stellt nur eine grobe „Sortierung" dar, in eine gute und eine schlechte Gruppe, wobei die erstere etwas mehr wirklich gute, die zweite etwas mehr wirklich schlechte Individuen enthält. Insbesondere groß ist die Gefahr des individuellen Fehlurteils bei den Intelligenztests. Die Berufung auf die Bewährung des psychotechnischen Prüfverfahrens ist belanglos, weil es allerorten an exakt durchgeführten Bewährungskontrollen mangelt. Nur solche aber können Gewicht haben. Nach einer gewissen Übungsdauer aber zeigte sich, daß alle Leistungsreihen rangfest werden und sich auch in weiteren Übungswochen diese Reihung nicht mehr ändert. Erst dann haben die Leistungsreihen prognostische Bedeutung. – Auf die abschließenden Bemerkungen zur Methodik solcher Prüfverfahren kann nicht mehr eingegangen werden. Ref. möchte nochmals die große Bedeutung dieser Untersuchungen wie die besondere Akribie ihrer Auswertung unterstreichen und das Studium dieses Werkes allen Interessierten angelegentlich empfehlen. Zugleich mag man aus dieser Arbeit ersehen, daß auch die oft gelästerte „experimentelle" Psychologie für Theorie und Praxis einiges zu leisten imstande ist, wenn man weiß, wie man mit ihren Methoden umzugehen hat.

R. Allers-Wien.

d) Entwicklungspsychologie und Pädagogik

Hanselmann, H. (Zürich), **Über Strafe, strafen und bestraft werden.** Schweizerische Zschr. Hyg., 1930, Bd. 10, H. 2, S. 89–95.

H. erforscht die Auffassung der Kinder und Jugendlichen vom Strafen und Bestraftwerden durch 1. klassenweise Befragung an einer größeren Anzahl von 12–14jährigen Kindern beiderlei Geschlechts; 2. Einzelbesprechungen mit 80 schulentlassenen, schwererziehbaren, männlichen Jugendlichen. Ergebnis: 1. Die Kinder nehmen die Strafe als etwas Schicksalsmäßiges hin, sie erkennen das Strafrecht der Eltern und Erwachsenen, jedoch nicht der Geschwister an; am meisten gefürchtet sind Schläge und Ehrenstrafen; am wenigsten unangenehm wirkt die sofortige Vollziehung der Strafe; 2. die Einzelbesprechungen sind weitaus ergiebiger, bestätigen aber die kindliche Auffassung: auch die Jugendlichen fassen die Strafe auf als unmittelbares Recht des Stärkeren und Übergeordneten; ganz besonders wird gefordert, daß man nicht blind strafen solle; als Strafzweck wird hauptsächlich die Abschreckung angesehen; unter den Strafarten wird die Körperstrafe als am meisten ehrenrührig und beleidigend angeführt und als für die größeren Kinder nutzlos. Auch hier wird die sofortige Erledigung der Strafe als das Günstigste bezeichnet. Fr. Sack-Wien.

Schohaus, W. (Kreuzlingen), **Die Strafe als Erziehungsmittel.** Schweizerische Zschr. Hyg., 1930, Bd. 10, H. 2, S. 72–89.

Grundsätzliches zum Sinn der pädagogischen Strafe: sie ist eine beabsichtigte Gegenmaßnahme gegen das fehlerhafte Verhalten des Zöglings, wobei letzterem ein irgendwie beschaffenes Leiden zugefügt wird. I. Strafzwecke oder -motive: a) Rache zu nehmen, was sich in der Affektstrafe auswirkt und nur durch die objektive pädagogische Einstellung des Erziehers überwunden werden kann; b) die Abschreckung, sie appelliert nur an die Triebe und nicht an das höhere, sittliche Interesse des Zöglings. Damit die Strafe richtig, d. h. als Sühnemittel wirkt und den hemmenden Gewissensdruck tilgt, muß der Zögling 1. die Erkenntnis der Abweichung des Getanenen von der sittlichen Norm haben und 2. bereuen, nicht weil die Verfehlung Unangenehmes bringt, sondern weil sie Pflichtverletzung ist. II. Strafmittel: alle sind gut, die dem als richtig erkannten Strafzweck dienen, z. B. auf irgend einem Arbeitsgebiet bestimmte Leistungen zu verlangen oder ein Verzichtenmüssen auf Vergnügungen oder eine vernünftige Einschränkung der mißbrauchten Freiheit. Die Körperstrafe ist nach Sch. ein pädagogisches Monstrum, lediglich ein Mittel der Dressur und nicht der Erziehung, und zwar aus folgenden Gründen: 1. sie beleidigt den Zögling in den meisten Fällen und schwächt das sittliche Selbstvertrauen; 2. sie fügt körperliche Schmerzen zu, die die egoistischen Motive zur Abwehr mobilisieren und eine pädagogisch wertlose Seelenhaltung erzeugen; 3. sie wird vom Zögling als persönlicher Akt der Vergeltung von seiten des Erziehers aufgefaßt und löst hilflose Wut und Verbitterung aus; 4. sie kann die Neigung zu einer krankhaften erotischen Triebverschiebung begünstigen und schuld sein, daß sich ein masochistischer Zug durchsetzt und für das Leben haften bleibt; 5. sie hat bedenkliche Wirkungen auf die Mitschüler, a) sie nährt Schadenfreude und grausame Schaulust; b) sie gefährdet das kameradschaftliche Verhältnis der Kinder untereinander; c) sie ruft bei empfindsamen Kindern Mitleid, Empörung, Haß und Verachtung, wie auch quälenden Zweifel an den Erwachsenen wach; d) sie ist für die feiner Organisierten eine ästhetische Qual. Theoretisch ist die erzieherische Unzweckmäßigkeit der Körperstrafe fast unbestritten,

praktisch wird sie aus einfacher Trägheit der Erzieher noch immer vielfach angewendet. Fr. Sack-Wien.

Peiper, Albrecht (Kind. Klin., Berlin), **Sinnesreaktionen der Neugeborenen.** Zschr. Psychol., 1930, Bd. 114, H. 4–6, S. 263–370.

Betont P.s Feststellung, die in Übereinstimmung mit denen anderer Pädiater beim Neugeborenen Sinnesfunktionen als eindeutig bestehend ergaben, gegenüber den gegenteiligen Behauptungen auch neuester kinderpsychologischer Darstellungen (s. P.: D. Hirntätigk. d. Säugl., Berlin 1928) und weist auf die methodischen Richtlinien hin, welche bei solchen Untersuchungen einzuhalten sind. Die Empfindlichkeit für Ton-, Farben- und Schmerzreize des Neugeborenen wird von den Psychologen sehr unterschätzt. Da man allen Grund hat, auch dem Urhirn eine Rolle beim Zustandekommen der Erlebnisse zuzuerkennen, ist es auch verfehlt, wenn dem Neugeborenen Bewußtsein abgesprochen wird. R. Allers-Wien.

***Vaerting, Mathilde** (Jena), **Die Macht der Massen in der Erziehung, machtsoziologische Entwicklungsgesetze der Pädagogik.** VIII und 300 Seiten. Dr. M. Pfeiffer, Berlin-Friedenau 1929. Brosch. RM. 7.50.

Das Buch ist einer der Bände, in denen V. eine neue „Soziologie und Psychologie der Macht" zu begründen sucht. Sie sieht in der Geschichte drei große Machtkämpfe: zwischen herrschender und unterdrückter Klasse, zwischen Männern und Frauen und zwischen Jugend und Alter. Wir lebten bis vor kurzem in einem Zeitalter der Herrschaft des Besitzes, der Männer und des Alters. Die Gegenwart ist erfüllt von den Gleichberechtigungsbestrebungen der Arbeiter, der Frauen und der Jugend. V. geht den Wirkungen dieser Kämpfe im ganzen Gebiet der Pädagogik nach, teils an historischem Material, vor allem aber in der Analyse der gegenwärtigen Erziehungs- und Schulfragen, wobei sie als wesentlich ansieht, daß Arbeiter-, Frauen- und Jugendbewegung vorläufig nicht auf eine neue Vorherrschaft, sondern auf Gleichberechtigung ausgehen. Im einzelnen untersucht sie sehr eingehend: Die „Gestaltung der Jugendbildung bei Vorherrschaft" in einem der drei Machtkreise oder in mehreren von ihnen, insbesondere die Bedeutung der Bildung als Machtfaktor und die Art der Willenserziehung der Beherrschten durch die Herrschenden. Weiter die „pädagogischen Reformbestrebungen von heute als Produkt der Gleichberechtigungsbestrebungen" und analysiert dabei vor allem das Gemeinschaftsprinzip, den Zug zur Autonomie, den Abbau der alten Erziehungsmittel und die neue Charaktererziehung. Schließlich die „Umgestaltung der Jugendbildung durch die Gleichberechtigungsbewegungen", wobei sie getrennt dem Einfluß der Jugend-, Arbeiter- und Frauenbewegung auf Methodik, Inhalt und Theorie des Unterrichts nachgeht. An einzelnen Stellen zeigt sie Ansätze zu neuen Herrschaftsformen der bisher Beherrschten. Die Darlegungen V.s sind sowohl durch die vielen Beispiele als auch durch die Klarheit des Standpunktes – sie setzt sich auf allen drei Gebieten für ernstlichste Gleichberechtigung ein – außerordentlich anregend. Zur Kritik fordert nur folgendes heraus: es ist nicht bewiesen, daß die drei Machtsphären voneinander unabhängig sind, und es ist über die Möglichkeit der Gleichberechtigung auf allen drei Kampffeldern nichts Schlüssiges gesagt. Dadurch wird das Buch wertvoll für den, der schon vorher auf dem Standpunkt V.s steht, aber es könnte ihm von anderer Seite Mangel an Exaktheit vorgeworfen werden. Hoffentlich werden Spezialuntersuchungen, die V. in Aussicht stellt, eine übersichtliche Anordnung des Tatsachenmaterials ermöglichen und damit ihren geistreichen Auseinandersetzungen ein noch größeres Gewicht verleihen.

P. Lazarsfeld-Wien.

★Dehn, G. (Berlin), **Proletarische Jugend.** Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend. 200 S. Furche-Verlag, Berlin 1929. Geh. RM. 5.20, geb. RM. 6.50.

D. bietet einer nicht in erster Linie wissenschaftlich interessierten Leserschaft ein typisches Gesamtbild der proletarischen Großstadtjugend, das er aus zwanzigjähriger lebendiger Berührung mit ihr – D. ist Pfarrer an der Reformationskirche in Berlin – sowie aus zahlreichen Gesprächen mit Jugendlichen bei Klassenbesuchen in Berliner Fortbildungsschulen gewonnen hat. Er spricht zuerst, um ein einführendes Bild in die Gesamtsituation zu geben, von der Stellung der Kirche im Arbeiterquartier und dann von der allgemeinen Lage der Jugend, ihrer geistigen und materiellen Lebensführung und stellt unter der werktätigen Jugend 4 Typen auf: 1. die gelernte Jugend, die charaktervoller, in sich geschlossener, in sittlicher und geistiger Hinsicht der ungelernten überlegen ist und die Regsamen und Bildungshungrigen darstellt; 2. die kaufmännische, der die typische Oberflächlichkeit des Gegenwartslebens eignet und die daher wenig geistiges Ringen um neuen Lebensinhalt und Daseinsgestaltung und geringes politisches Interesse hat; sie ist es auch, die in ihren Mitgliedern die typischen Besucher der großstädtischen Vergnügungsstätten darstellt; 3. die ungelernte, in deren Reihen sich am häufigsten die asozialen Elemente finden – zur Kriminalität ist bisweilen kein weiter Schritt –, die schwere Minderwertigkeitsgefühle hat und die Unsicherheit und Unstetigkeit des Arbeitslebens am meisten bedrückt; 4. die Halbstarken, die degenerierte, verwahrloste, arbeitsscheue und vielfach kriminelle Jugend; die meisten von ihnen stellen den zweifelhaften Typus des Gelegenheitsarbeiters dar; sie sind ganz und gar Augenblicksmenschen, das einzige Motiv, das sie zum Handeln bringen kann, ist die Eitelkeit. Der II. Teil behandelt die religiöse Gedankenwelt. D. wertet hier Gespräche bei Besuchen von 60 Klassen der Berliner Fortbildungsschulen und gegen 2400 Aufsätze, durchgeführt nach der von Lau umgewandelten Masselonschen Stichwortmethode, aus 75 Klassen, so daß gegen 3600 Jungen und Mädchen mündlich oder schriftlich gehört wurden; er befragt sie über ihre Stellung zum Religionsunterricht, zur Einsegnung und Jugendweihe, zur Kirche usw. Nach D. ist das religiöse Bild, das die Jugend bietet, das der Auflösung, was der Mangel an religiöser Entwicklung in den einzelnen Altersstufen, die überallher eindringenden Elemente der Zersetzung und der dürftige religiöse Besitz zeigen; der Verlust der Religion im Proletariat ist nach Verf. etwas Schicksalhaftes, wofür Erhebungen, die in St. Gallen an den Konfirmanden durchgeführt wurden und ähnliche Ergebnisse zeitigten wie in Berlin, Zeugnis geben; es offenbart sich auch hierin die Internationalität des Proletariats. Das Buch gibt einen wertvollen Einblick in Leben und Seelenhaltung der proletarischen Jugend, es sei weiteren Kreisen als sehr lesenswert empfohlen. Fr. Sack-Wien.

★Schurg, B., Psychologismus und Sachlichkeit in der modernen Jugendbewegung. V und 72 Seiten. Universitas-Verlag, Münster i. W. RM. 5.–.

S. bejaht die Jugendbewegung als etwas Zeitbedingtes, Notwendiges, an sich Gutes, mit dem man sich möglichst fruchtbringend für die Jugend auseinandersetzen müsse, um ihre unzweifelhaften Werte zu erkennen und die bewegte Jugend für die Aufbauarbeit an der Gemeinschaft zu gewinnen. Er sieht aber auch ihre psychologistischen Schwächen, denen er die Forderung nach echter Sachlichkeit gegenüberstellt, die darin besteht, daß der Mensch von innen heraus aufrichtig sich den vorgefundenen Gesetzen und Formen fügt, weil er vom Sinne ihrer Werte überzeugt ist. Zum Problem Jugendbewegung und pädagogische Akademie meint S., daß diese sich der Jugendbewegten mit besonderer Sorgfalt annehmen solle, die ja aus ihrer ganzen inneren Entwicklung

heraus besonders geeignet wären, der Schule neues Leben zu geben, sofern es den Lehrererziehern gelingt, sie durch Erziehung zur einheitlichen Persönlichkeit vor den Gefahren des Psychologismus zu bewahren. Dies würde S. am besten durch Errichtung von Studentenheimen nach dem Vorbild der Colleges und ihre Angliederung an die schon bestehenden pädagogischen Akademien gewährleistet sehen, in denen sich die Schüler um den Lehrer wie Jünger um ihren Meister scharen würden und dadurch über die wissenschaftliche Ausbildung hinaus durch die Gemeinschaft auch sachlich für das Leben erzogen würden. Dem Buch, das alle hierher gehörigen Fragen mit seltener Objektivität behandelt, ist weite Verbreitung zu wünschen, es könnte viele Vorurteile zerstreuen. Fr. Sack-Wien.

***Ehrle, G., Aus dem Wertleben des Kleinkindes, Beobachtungen und Experimente.** III und 81 Seiten. Regensbergsche Buchhandl., Münster i. W. 1930. Geh. RM. 2.50.

Versuche an 100 Kindern, 58 Knaben und 42 Mädchen, im Alter von 2–7 Jahren, durchgeführt in einem Kleinkinderheim, in Kindergärten und Familien verschiedener rheinischer Städte und eines süddeutschen Landortes. Zur Anwendung kommen Experiment, methodische Beobachtung unter variierten Bedingungen und Gelegenheitsbeobachtung. Im ersten, analytischen Teil der Versuchsanordnung wird das Kind im alltäglichen Lebenskreis beobachtet, um festzustellen, welche Werte und Haltungen sich beim Kleinkind überhaupt finden, und zwar aus dem erstrebten Ziel und den Verhaltungsweisen beim Anschauen, Wählen, Gestalten, Wünschen, Tun usw.; im zweiten, synthetischen, werden die Kinder in solche Lagen gebracht, die Gelegenheit geben, ihre Stellungnahme zu den Werten zu erkennen. Ergebnis: beim Kleinkind ist ein differenziertes Wertleben vorhanden, es finden sich führende Werte, die sein Streben richtunggebend beeinflussen. In den mittleren der untersuchten Altersstufen dominiert bei den meisten Kindern ein Wert, und zwar bei 20% ausgeprägt, bei 31% weniger ausgeprägt und bei 27% schwach. Ein geringerer Prozentsatz – und zwar vornehmlich Kinder im Alter von 2–3 und 6–7 Jahren – läßt zwei gleich stark ausgeprägte Werte erkennen; bei 9% konnte keine Wertrichtung festgestellt werden. Die gefundenen Werte lassen sich in vier Wertgruppen zusammenfassen und beherrschen als vier Grundstrebetendenzen das Willensleben des Kleinkindes: Streben nach Sinnesgenuß, nach Selbstsucht, Geltung und Gemeinschaft. Die Frage nach der Möglichkeit einer weiteren Reduktion dieser Gruppen muß nach dem vorliegenden Material offen bleiben. Beim 2–3jährigen Kind zeigt sich ein starkes Disponiertsein zur Wertrichtung Geltung, während das 3–5jährige eine stärkere Tendenz der Ausgleichung des Strebens von Geltung und Sinnesgenuß erkennen läßt; beide Strebungen sind bei dem 5 bis 6jährigen gleich stark vertreten. Für das 6–7jährige ergibt sich gänzliches Ausfallen des Strebens nach Sinnesgenuß und der höchste Prozentsatz im Geltungsstreben. Bei Mädchen besteht im Alter von 2–3 und 5–6 Jahren eine stärkere Betonung des Strebens nach Sinnesgenuß als beim Knaben, bei diesem im Alter von 3–5 Jahren. Die 6 bis 7jährigen Knaben übertreffen die Mädchen im Geltungsstreben. Fr. Sack-Wien.

***Paschen, A.** (Hamburg), **Einführung in Psychologie und Jugendkunde.** 95 Seiten. Handbuch für Anstaltserzieher, Teil IV. C. Marhold, Halle a. S. 1930. RM. 3.15.

P. will eine systematische Einführung in das Wesen der Psychologie und ihre Terminologie geben, behandelt im I. Teil die Begriffe der allgemeinen Psychologie, im II. Teil die geistige Entwicklung des Menschen und deutet im III. Teil die wichtigsten seelischen Fehlentwicklungen an. Sehr richtig warnt er vor laienhafter Anwendung

der psychotherapeutischen Methoden und Diagnosenstellung; die Diagnose bleibt dem Psychiater vorbehalten. – Als erster, elementarer Leitfaden für psychologisch ungeschulte Erzieher kann das Buch dienen, nur zum eingehenderen Studium der Kinder- und Jugendpsychologie anzuregen. Das Literaturverzeichnis, das Hinweise dazu geben will, hätte Ref. ausführlicher gewünscht; nebenbei sei bemerkt, daß „Die geistige Entwicklung des Kindes" von K. Bühler und nicht von Ch. Bühler stammt.

Fr. Sack-Wien.

***Jung, Herbert, Das Phantasieleben der männlichen, werktätigen Jugend.** IX u. 144 Seiten. Ein Beitrag zur Psychologie und Pädagogik der Reifezeit. Helios Verlag, Münster i. W. 1930. Brosch. RM. 4.50, geb. 6.50.

Auf Grund von Fragebogen, die von 72 „typischen Durchschnittsproletariern" im Alter von 14–21 Jahren ausgefüllt worden waren und reiches Material lieferten, sucht J. die Phantasietätigkeit des jungen Proletariers zu bestimmen und der des Bürgerlichen gegenüberzustellen. Sie ist wirklichkeitsgebunden, daher relativ arm, die Ideale praktisch, eher Zielvorstellungen für das Handeln als rein ästhetische. Der junge Arbeiter kennt den Schwarm und sublimiert Erotik weit weniger als der Bürgerliche. Weitere Kennzeichen sind „relative Skrupellosigkeit" und Gesinnungsenge. Der pubertierende Jugendliche ist in seinem Geistesleben einfacher, klarer und sachlicher, verstrickt sich daher nicht so in die Wirrnisse und Abgründe der „Pubertät", sondern überspringt diese wichtige Phase. Das Milieu ist jedenfalls an der Ausbildung der typischen Struktur beteiligt. – Pädagogisch müsse der geistige Schwerpunkt aus der Arbeit verlegt werden. Das Schaffen von äußeren Bedingungen (Theater, Konzerte, Volkshochschulen) genügen nicht, es muß zunächst die „sonntägliche Blickstellung" überhaupt gelernt werden. Die Fragebogenprotokolle zeigen, daß z. B. für Werke der bildenden Kunst fast gar keine Aufnahmefähigkeit vorhanden ist, ebenso wie für das eigentlich Sublime auf anderen Kunstgebieten. Die Phantasieerweiterung muß „auf die relativ höchste ästhetische Funktion eingehen, die der jugendliche Arbeiter besitzt, auf die objektivierte psychologische Einfühlung"; Eröffnung der Personenwerte durch Selbsterkenntnis, Pflege geläuterter, personaler Beziehungen sind daher besonders wichtig. Auch beim Naturerleben kann eingesetzt werden, um den Jugendlichen aus zweckrationaler Einstellung herauszuführen. Das Buch kann in erster Linie dem Erzieher, Fürsorger und Jugendführer gute Dienste leisten, ist aber wohl auch für den Soziologen und differentiellen Psychologen von Wert. E. Frenkel-Wien.

e) soziale

***Mc Dougall, William** (London), **Grundlagen einer Sozialpsychologie.** Übers. von G. Kautsky-Brunn. XVII u. 322 S. Gust. Fischer, Jena 1928. Brosch. RM. 15.–, geb. RM. 16.50.

Das berühmte Buch des englischen Psychologen ist aus der 21. Auflage ins Deutsche übersetzt. M. will die psychologischen Voraussetzungen zusammenfassen, die ihm für alle Sozialwissenschaften unentbehrlich scheinen und behandelt dementsprechend vor allem die wenig veränderlichen Teile der seelischen Ausstattung des Menschen. Sein Ausgangspunkt ist der Begriff des Instinkts, den er definiert als „angeborene psychophysische Disposition, welche ihren Besitzer befähigt, bestimmte Gegenstände wahrzunehmen und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, durch diese Wahrnehmung eine emotionale Erregung von ganz bestimmter Art zu erleben und darauf zu handeln oder wenigstens den Impuls zu einer Handlung zu erleben". Abgesehen von den Varia-

tionen, die in jedem Glied dieser Definition möglich sind, ist die Koppelung von Instinkt und Emotion das Wesentliche an M.s Instinkttheorie. Sie veranlaßt ihn auch, primäre Instinkte und angeborene Anlagen zu unterscheiden, von denen nur den ersteren eindeutige Emotionen entsprechen. So gehört z. B. zum Instinkt der Flucht die Emotion der Furcht, zu Abwehr gehört Ekel, zu Neugier Staunen, usw. Hingegen sind nach M.s Definition Sympathiefähigkeit, Spieltrieb und einiges andere zwar angeboren, aber keine Instinkte; Sympathie (worunter er im wesentlichen Einfühlungsfähigkeit versteht) z. B. deshalb nicht, weil sie einer unspezifischen Eigenschaft aller primären Instinkte entspringt, nämlich auslösbar zu sein durch die Wahrnehmung der Instinktäußerungen anderer Menschen. Von den primären Emotionen steigt M. zu den zusammengesetzten Emotionen auf. So ist z. B. Bewunderung gleich Staunen plus negativem Selbstgefühl, Ehrfurcht ist Bewunderung plus Furcht usw. Schließlich kommt er zum Begriff der Gesinnung als „einem System um einen Gegenstand gruppierter emotionaler Dispositionen", der also ungefähr dem jetzt geläufigeren Begriff des Komplexes entspricht und erworbene, auf ein Objekt gerichtete Erlebniseinheiten bezeichnen soll. Als Hauptbeispiele dienen hier Liebe, Haß und Selbsteinschätzung. Der Entwicklung der Selbsteinschätzung und ihren sozialen Wurzeln ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das die Grundlage einer Analyse des moralischen Wollens liefert. M. stellt nämlich eine kontinuierliche Reihe von „Bestrebungen" auf, die vom rein instinktiven Verhalten zur pflichtgesteuerten Handlung führt, und sieht als das Wesentliche der letzteren an, daß im moralischen Konflikt die Triebkräfte, die aus dem Gesinnungsbereich der Selbsteinschätzung zufließen, es sind, die uns befähigen einem schwachen, aber als richtig erkannten Motiv den Sieg über ein stärkeres animalisches zu verleihen. Entlang der erwähnten Reihe unterscheidet M. vier Stufen des sozialen Verhaltens: rein instinktgeleitetes, durch Lohn und Strafe modifizierbares, durch den Gedanken an soziale Billigung und Mißbilligung geleitetes und durch Ideen bestimmtes. Schließlich lesen wir von der sozialen Funktion der Nachahmung im weitesten Sinn. In drei Zusatzkapiteln gibt M. Präzisierungen zu einzelnen Fragen, von denen zwei Punkte hervorgehoben seien. Als Merkmal des lebenden Verhaltens im Gegensatz zum mechanischen Vorgang sieht er an: Existenz eines Zieles, Möglichkeit von Variationen angesichts eines Hindernisses, Beteiligung des Organismus, Lernfähigkeit. Zum Aufbau des Charakters verwendet er einen Strukturbegriff, der dem der Leipziger Schule außerordentlich ähnlich ist. Eine Diskussion des bedeutsamen Werkes ist in diesem engen Rahmen nicht möglich.

P. Lazarsfeld-Wien.

III. Psychophysisches

a) Psychogenese

French, Th. M. (New York), **Beziehungen des Unbewußten zur Funktion der Bogengänge.** Intern. Zschr. Psychoanal., 1930, Bd. 16, H. 1, S. 73–86.

Aus der Analyse mehrerer Träume ergeben sich Beziehungen zur Labyrinthfunktion. Die Tendenz des Pat., sich im Schlaf von rechts nach links zu drehen, stellt sich als eine Reaktion auf die Urszene (in diesem Falle: Wunsch nach der Mutterbrust) dar und hat vielleicht selbst einen Bestandteil der Urszene gebildet. Der Schwindel läßt sich aufklären als Ausdruck eines Konflikts zwischen passiven Wünschen und einem Ich, das darum kämpft, eine aktivere Rolle zu erlangen. H. Hartmann-Wien.

Hoffmann, H. (Psych. Klin. Tübingen), **Bewegung und Gefühl.** Zschr. ges. Neurol., 1930, Bd. 124, H. 1 u. 2, S. 122–127.

Knüpft an die Lehre von Klages an, daß die meisten Gefühle als innere Bewegungen von bestimmter Richtung erlebt werden. Dem motorischen Erlebnis von aktiv zentrifugalem Charakter (Beispiel: „einen andern vor den Kopf stoßen") stellt H. solche von passiv zentrifugalem Charakter (Sichhingezogenfühlen) gegenüber, fügt solche hinzu, wo innerhalb der Persönlichkeit eine Instanz zu einer andern sich irgendwie einstellt, und reiht die motorisch von außen kommenden als zentripetal an („gegen uns gerichtet"). Die passiv erlebten Richtungen sind besonders wichtig; selbstunsichere, sensitive Naturen erleben vielfach im Typus des zentripetalen Widerfahrens. Von hier aus eröffnet sich ein Verständnis für die schizophrenen Beeinflussungsgefühle, die substantiell erlebt werden, während Beeinflussungen unter Gesunden unplastisch sind. Auch im inneren affektiven Wogen und Zerrissensein vieler Psychopathen spielt die erlebte innere Motorik eine sehr bedeutende Rolle. Während, wie Klages gezeigt hat, jede innerseelische Bewegung zu körperlichen Ausdrucksbewegungen führt, so kann auch innere erlebnismäßige Motorik durch äußere sichtbare beeinflußt werden; hierin ist ausgleichende Wirkung körperlicher Rhythmik und Gymnastik auf Innerseelisches begründet. C. Haeberlin-Bad Nauheim.

Strauss, Hans (Psychiatr. Klin. Frankfurt a. M.), **Das Zusammenschrecken.** Experimentell-kinematographische Studie zur Physiologie und Pathophysiologie der Reaktivbewegungen. Journ. f. Psychol. u. Neurol., 1929, Bd. 39, H. 3, S. 111–231.

S. stellt die Kinematographie in den Dienst der neurologischen Beobachtung. Die auf einen starken akustischen Reiz folgenden motorischen Reaktionen wurden an Filmbildern analysiert. Normale Vpp. zeigen bei unerwartetem Schuß oder Knall typische Bewegungsfolgen: primäre und sekundäre Reaktionen. Zu den sekundären Reaktionen gehören vor allem Späh-, Schutz- und Fluchtbewegungen. Bei Wiederholung der Schüsse traten außerdem noch atypische Reaktionen auf. Zwischen der Stärke der primären Reaktion und dem Typus der sekundären Reaktion bestand keine feste Beziehung. Auch konnte keine Abhängigkeit der Stärke der primären Reaktion von dem Krankheitsbild bzw. der Konstitution der Vp. festgestellt werden. Kranke mit Bewegungsstörungen zeigten spezifische Abläufe der motorischen Schreckreaktion je nach dem Krankheitsbild. Auch Kranke mit psychomotorischen Bewegungsstörungen und mit verschiedenen psychopathologischen Befunden wurden untersucht; genaue Beschreibung und Analyse aller Fälle. Bei jungen Säuglingen hat die akustisch-motorische Reaktion die Gestalt des Moroschen Reflexes mit Beteiligung tonischer Halsreflexe und Halsstellreflexe. Die primäre akustisch-motorische Reaktion wird als Reflex aufgefaßt. Der Reflexbogen wird diskutiert. Die sekundären und atypischen Reaktionen beruhen auf triebhaft-affektiven und Willkürvorgängen. Die Wirkung überraschender akustischer Reize auf Gefäßsystem und Pupillen wird besprochen, auch die motorischen Reaktionen nach überraschenden Licht- und Hautreizen. Die Abhandlung enthält Angaben über Methodik und Auswertung kinematographischer Aufnahmen, viele Illustrationen und sehr ausführliche Beschreibungen der Versuche, sowohl ihrer Methodik als auch der erfolgten Reaktionen, sowie zahlreiche Literaturangaben. Sie ist methodisch wie inhaltlich sehr beachtlich. A. Jellinek-Wien.

c) Physiologie

Endres, G. und M. v. Frey (Physiol. Inst. Würzburg), **Über Schlaftiefe und Schlafmenge.** Zschr. Biol., 1930, Bd. 90, H. 1, S. 70–80.

Messung der Schlaftiefe mittels Berührungs- bzw. Schmerzreizen auf der Haut der Stirne unter Verwendung von Reizhaaren und Stachelborsten, wobei das faktische

Erwachtsein durch Beantwortung von Fragen erwiesen wurde. Bei gesundem Schlafe findet eine merkliche Störung durch zeitweise eingeschaltete Weckreize nicht statt. Es bestehen in Dauer und Tiefe des Schlafes beträchtliche individuelle Unterschiede, ebenso in der Ansprechbarkeit durch Berührungs- oder Schmerzreize. Die Reizstärke des Weckreizes beträgt das 8 (bei leichtem) bis 40fache (bei tiefem Schlafe) der Schmerzschwelle im Wachzustande. Als Schlafmenge bezeichnen E. und F. das Produkt aus Schlafdauer und Schlaftiefe, das sie als maßgebend für den Erholungswert des Schlafes ansehen. An 4 der insgesamt 8 Vpp. wurde auch die Wirkung von Schlafmitteln und schwerer körperlicher Ermüdung (Klettertour) untersucht. Adalin, Allonal, Luminal wirken schlafmengesteigernd wesentlich durch Vertiefung des Schlafes, wobei die individuelle Kurvenform im allgemeinen erhalten bleibt. Das gleiche gilt für Ermüdung.

R. Allers-Wien.

***Schenk, Paul** (Marburg), **Die Ermüdung gesunder und kranker Menschen.** Gust. Fischer, Jena 1930. XII und 163 Seiten. Brosch. RM. 9.–, geb. 10.50.

Der durch manche Untersuchungen, inbesondere sportärztlicher Art, bekannte Internist behandelt großenteils auf Grund eigener Erfahrung die Frage nach den Ursachen geminderter Leistungsfähigkeit infolge von Abnutzung, äußeren Einflüssen, angeborener Minderwertigkeit und beginnender Erkrankung. Ein physiologischer Teil berichtet über Ermüdung der Organe, ein zweiter über Ermüdung durch Arbeit und Erholung danach, der Hauptabschnitt über die frühzeitige Ermüdung der kranken Menschen (Erkrankungen des Atmungsapparates, Herzens und der Gefäße, Infektionskrankheiten, Stoffwechselstörungen, Blutkrankheiten) und ein Anhang die Wirkung des Höhenklimas. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ein ausführliches Register erleichtern die Benutzung des gehaltvollen Buches, das in manchen Punkten neuartige Anschauungen entwickelt (so hinsichtlich der Biochemie der Atemtätigkeit). Einzelheiten lassen sich nicht wiedergeben und daher auch nicht kritisch betrachten. Indes sei zweierlei angemerkt: den Praktiker, zumal neurologisch-psychotherapeutischer Richtung, nimmt es wunder, daß so etwas wie Neurose, Neurasthenie usw. überhaupt nicht genannt wird. Und doch ist die Frage nach der (zumindest subjektiven) Leistungsminderung des nicht nachweislich organisch Kranken praktisch von größter Bedeutung. Damit hängt zusammen: S. definiert Müdigkeit als eine in verminderter Leistungsbereitschaft sich äußernde Umsatzminderung in einer Gruppe von Gehirnganglienzellen, Ermüdung als Herabsetzung der geistigen und körperlichen Leistungsfähigkeit; wo bleibt aber dabei das Erlebnis des Müde-seins? Dieses ist doch gewiß oft genug ausschlaggebend. Es geht doch nicht wohl an, Leistung und deren Höhe allein vom Physiologischen her zu betrachten und dabei die Einstellung zu dieser Leistung, zu Leistung überhaupt usw. zu vernachlässigen. Von solcher Beschränkung des Gesichtspunktes und Gegenstandes abgesehen, muß aber die Schrift als nützlich und brauchbar bezeichnet werden und wird manchem eine wertvolle Unterstützung bedeuten können.

R. Allers-Wien.

IV. Charakterologie

b) spezielle

Herschan, O., Typologie der psychisch eheuntauglichen Frau. Zschr. f. Sexual., 1929, Bd. 16, H. 5, S. 323–337.

Abgesehen von den Geisteskranken gehören folgende Typen unter die Eheuntauglichen: 1. Psychopathische Frauentypen, die durch Triebabweichungen zur Ehe un-

geeignet sind; 2. solche mit abnormen Charakteren und Temperamenten. Oftmals finden sich körperliche Konstitutionsanomalien mit den seelischen gepaart, doch muß dies keineswegs der Fall sein. Verf. schildert nun im folgenden eine Anzahl solcher Typen, wie sie ja ohnedies hinreichend bekannt sind. Osw. Schwarz-Wien.

V. Klinik

a) Psychiatrie

Fischer, Franz, Raum-Zeit-Struktur und Denkstörung in der Schizophrenie II. Zschr. ges. Neur., 1930, Bd. 124, H. 1 u. 2, S. 241–256.

F. setzt seine interessanten Untersuchungen über die schizophrene Abwandlung des Zeitwesens fort und nimmt damit eines der aussichtsreichsten Kapitel der modernen Psychopathologie in Angriff. Wie nämlich das Problem des Raumes im Mittelpunkt stand der wissenschaftlichen Tendenzen eines Zeitalters, das in der Physik den Inbegriff methodischer Exaktheit zu bestimmen glaubte, so steht im Mittelpunkt von Forschungen der Gegenwart, die zu ihren Hauptaufgaben der Schöpfung einer Lebenslehre rechnet – das Zeitproblem. Bei weiterem Vordringen in das Problemgebiet der Pathologie des Zeiterlebnisses innerhalb der Schiz. ist F. die Verflechtung der Probleme deutlich geworden, der Umstand nämlich, daß sich die Analyse der Zeitstörung nicht unabhängig behandeln läßt von den Störungen des Raumerlebens und denen des Denkens. Es taucht mit einem Wort die Aufgabe auf, das Ganze der Denk-Raum-Zeitstrukturen ins Auge zu fassen und seinen Abwandlungen und Störungen in der Schiz. nachzugehen. Auf die Dauer scheint eben die isolierte Betrachtung irgend eines dieser Strukturelemente undurchführbar zu sein, weil vielmehr das Denken nach seiner intentionalen Seite im Werden verankert ist und somit am Ordnungsgefüge der Zeit partizipiert, weil es ferner nach seiner gegenständlichen Seite nicht ohne Beziehung bleibt zum Ordnungsgefüge des Raumes; eben darum scheint die Analyse der schiz. Symptomatik dringend eine Durchforschung zu fordern der Verschränkung von Raum-Zeiterlebnissen, von Denktätigkeit und Wirklichkeitserfahrung. Die Arbeit F.s, die wiederum eine Reihe erfolgreich konstruktiver Analysen schiz. Selbstschilderungen aus dem Anfangsstadium der Erkrankung bringt, bekundet mehr das Auftauchen dieser Probleme als ihre Lösung. Mehr noch als die erste Arbeit F.s läßt ihre Fortsetzung den Wunsch im Leser entstehen nach einer Untersuchung der normalen Struktur aller Wirklichkeitserfahrung und der in ihr bereits enthaltenen, ja für sie konstitutiven Verflechtung von Raum-Zeit-Icherlebnissen mit pathischen, gnostischen und sinngebenden Elementen. Erst die hierfür geforderten Vorarbeiten werden ein exaktes Verständnis ermöglichen der schiz. Abwandlung und Störung von Wirklichkeitserfahrungen. Es muß aber nach wie vor als ein besonderes Verdienst F.s betrachtet werden, dieses schwierige Gebiet überhaupt in Angriff genommen zu haben. v. Gebsattel-Fürstenberg i. Mecklenburg.

Stransky, E. (Wien), Zur Psychologie der Ausnahmezustände. Acta Psychiatr. et Neurol., 1929, Bd. 4, H. 3, S. 261–280.

Ausnahmezustände sind darum nicht grundsätzlich von Habitual-Seelenzuständen zu trennen, weil im normalen Seelenleben und dessen Randgebieten eine ähnliche Dynamik vorkommt: Weit zurückliegende gleichartige Seelenzustände können eine mnestische Verbindung, disparate Seelenzustände eine mnestische Diskontinuität auf-

weisen. Solche Amnesien sind, sofern sie psychogen determiniert sind, auf psychischem Wege behebbar, die psychische Behebbarkeit rein organisch bedingter Amnesien dagegen scheint Verf. nicht erwiesen. Der Hilfsbegriff der Persönlichkeitsspaltung erscheint unnötig, da die oben geschilderte Dynamik aus dem Spiel der verschiedenen anlagemäßigen und situativen Komponenten, aus dem sich das Ganze der seelischen Persönlichkeit aufbaut, erklärbar ist. Je akuter und durchgreifender derartige Verschiebungen sind, desto schärfer und reiner markiert sich der Charakter des Ausnahmezuständlichen. Ausnahmezustände sind daher am häufigsten bei akuten Störungen der Affektdynamik, bei akuter Intoxikationswirkung und auf epileptischem Boden. A. Storch-Gießen.

***v. Domarus, Eilhard, Das Denken und seine krankhaften Störungen.** 88 Seiten. Würzburg. Abh. a. d. Ges.-Geb. d. Med., Curt Kabitzsch, Leipzig 1929. Brosch. RM. 6.–.

In der Einleitung wird das Denken von anderen Bewußtseinsvorgängen und die logische Sphäre von anderen Wirklichkeitssphären abgegrenzt. Es wird logisches Denken und Sinnerfassen unterschieden und danach eine Trennung nach logischen und idealen Denkstörungen unternommen. An den logischen Denkstörungen werden die materialen, kategorialen, formalen und inhaltlichen Denkstörungen unterschieden. Da als Materie des Denkens das Erlebtwerden als Bewegung, als Fluß usw. zu verstehen ist, so sind materiale Denkstörungen, etwa: Gedankendrängen, Gedankenleere, Gedankenentzug u. dgl. Unter die kategorialen Denkstörungen fallen z. B. gewisse Denkstörungen der Schizophrenen, für die die Zahl nicht wie für uns ein Quantitatives, sondern eine Qualität bedeutet. Zu den formalen Denkstörungen gehören die schizophrenen Gleichsetzungen – z. B. 41 = Zentralviehhof. 14: 1914 war 'ne Abschlächterei, der Weltkrieg. 41 (verkehrt 14) ist auch 'ne Abschlächterei, der Zentralviehhof – und Störungen der Grenzsetzungen (z. B. Christus, Zigarre und Geschlechtliches sei dasselbe, weil Christus einen Heiligenschein hat, das Zigarrenpaket von einem Steuerband umgeben ist und die Frau vom geschlechtlichen Blick des Mannes umfaßt wird. Das Gemeinsame ist hier der Kreis, das Umgebensein von einer Umhüllung). Zu den inhaltlichen Denkstörungen gehören die unklaren und indistinkten Begriffe des Schwachsinnigen oder des Dementen, der in einen steinernen Graben springt, um seinen hineingefallenen Hut zu holen, und die unzulänglichen Synthesen der Begriffe. – Unter die idealen Denkstörungen fallen die Störungen der Sinngebung, die falschen Übergänge aus einer Sinnsphäre in die andere, die „Transgressionsfehler" von Geisteskranken, die etwa Totes als Lebendiges ansehen oder umgekehrt. (Wenn für einen Schizophrenen etwa die Litfaßsäule spricht. Hierher gehört auch jener Schizophrene, der auf die Aufforderung, die Hand zu geben, antwortet: Das könnte Ihnen gerade passen, daß ich Ihnen meine Hand gebe und ohne meine Hand herumlaufe.) Die Unterschiede des schizothymen und zyklothymen Denkens werden als Störungen der Singgebung und Sinnerfüllung gekennzeichnet. Am Schluß werden noch dämonisch-präarchaisches, archaisch-paralogisches und logisches Denken gegenübergestellt. – D. hatte sich die Aufgabe gestellt, die Denkabwegigkeiten nicht nur summativ aufzuzählen, sondern systematisch zu entwickeln. Er verfällt aber allzusehr in ein Schematisieren und Rubrizieren, das psychologisch nicht mehr fruchtbar erscheint. – Die Eigenart jener schizophrenen Störung etwa, aus der Christus, Zigarre und Geschlechtliches in eins verschmilzt, ist mit dem Begriff: formale Denkstörung nicht genügend charakterisiert, da das Besondersartige vielmehr in der Leitung und Fesselung des Denkens durch diffuse anschauliche Bildeinheiten u. dgl. zu finden wäre. –

Das rasche Überspringen D.s aus der Stufe der Deskription in ein begriffliches Konstruieren ist um so mehr zu bedauern, als die zugrunde gelegten Beispiele oft recht prägnant und lehrreich sind. A. Storch-Gießen.

Boumann, L. (Utrecht), **Involutions- und präsenile Psychosen.** Psychiatr. en neurolog. Blad., 1929, Bd. 33, H. 5, S. 309–386.

B. legt auf Grund eines reichen klinischen Materials die recht schwierige Problematik im Gebiet der Involutionspsychosen dar. Er weist auf die Flüssigkeit einer klinischen Grenzziehung in diesem Gebiet hin und illustriert sie anschaulich an interessanten Einzelfällen. Als Kern seiner Ausführungen ergibt sich: Die auf dem Boden von Involution und Präsenium entstehenden innersekretorischen und anatomischen Abweichungen können auf bereitliegende Dispositionen treffen. Dadurch können zirkuläre Psychosen, paranoid gefärbte, wohl auch schizophrene Bilder entstehen. Eine Reihe von – besonders paranoiden – Erkrankungen erweist sich als unheilbar, wahrscheinlich weil hier eine besonders starke Einwirkung der somatischen Faktoren besteht. Der Faktor des Altwerdens mit seinen psychologischen und normalbiologischen Momenten wirkt sich im Sinne einer allgemeinen Nivellierung aus. Im einzelnen ist noch hervorzuheben, daß B. die Krankheitsbilder der Involutionsparanoia und des präsenilen Beeinträchtigungswahns nicht aufrechterhalten will, da nach seinen Erfahrungen die Zerebralsklerose und Hirnatrophie ähnliche Bilder hervorrufen. Bei vielen seiner schwereren Fälle stellte er anatomische Befunde fest, vorwiegend im Sinne einer Veränderung an den Nervenzellen mit Verflüssigungsprozessen des Protoplasmas der Ganglienzellen. Eingehend beschäftigt sich der Aufsatz auch mit der Frage der Prognose und der ersten Erkennung ungünstigerer Verläufe, wobei auf die ungünstige Bedeutung der „unreinen" Melancholien, die absurden hypochondrischen Ideen, Einförmigkeit, Erstarrung u. dgl. hingewiesen wird. A. Storch-Gießen.

Horst, L. van der (Amsterdam), **Die Psychopathologie der Involutionspsychosen.** Psychiatr. en Neurol. Blad., 1929, Bd. 33, H. 5, S. 387–405.

H. untersucht den Aufbau der Involutionspsychosen aus biogenen, psychogenen und reaktiven Faktoren. Die biologischen Auswirkungen des Klimakteriums und seine psychologischen Reaktionserscheinungen werden aufgezeigt, wobei die seelische Gesamtsituation des alternden Mannes und der alternden Frau eingehend analysiert wird. Betont wird das Sinken des Bewußtseinsgrades, die Akzentverschiebung in der Mnemotechnik, die wehmütige Grundstimmung und die kritische Einstellung zu Menschen und Dingen im Altern, die Angst der Frau vor dem unerbittlichen Verschwinden der Jugend und ihr gesteigertes Verlangen nach Genießen u. dgl. Es wird gezeigt, wie der Abbau des psychophysischen Organismus, die psychische Reaktion auf denselben und der Einfluß der vorangehenden Lebenserfahrungen zusammenwirkt. Mit Hilfe dieser Erklärungsprinzipien wird versucht, die typischen Involutionspsychosen aufzubauen: Das Entstehen organneurotischer Erscheinungen aus der erhöhten Ansprechbarkeit und Labilität des vegetativen Nervensystems, das Hervorgehen hypochondrischer und paranoischer Erscheinungen aus der mißtrauisch-depressiven Stimmungslage, aus dem Bewußtsein, von den jüngeren überflügelt und benachteiligt zu sein u. dgl. Die Bedeutung des präpsychotischen Charakters als Disposition wird betont. Die Struktur der Involutionspsychosen wird durch die Interferenz von Charakter und Konstitution mit der Lebenserfahrung einerseits und dem durch das „Involutionsvirus" verursachten psychophysischen Zustand des Organismus andererseits bestimmt. Eine sehr klärende lesenswerte Arbeit! A. Storch-Gießen.

Carp, E. A. D. E. (Leiden), **Über den Anteil der psychoanalytischen Auffassungen an der Kenntnis der involutiven und präsenilen Geistesstörungen.** Psychiatr. en Neurol. Blad., 1929, Bd. 33, H. 5, S. 406–422.

C. betont, daß er bei Herausarbeitung der psychoanalytischen Auffassungen über die involutiven Geistesstörungen die biologischen Faktoren nicht unterschätzen wolle. Er behandelt zunächst die Psychoanalyse der melancholischen und paranoiden Reaktionsformen und bespricht sodann die psychoanalytische Situation der Involutionszeit und ihre spezifischen Konflikte. Von hier aus wird der involutive Eifersuchtswahn analysiert – z. B. der Fall einer alternden Frau, die in einen jungen Mann verliebt ist und (mittels einer „Verschiebung") ihren Gatten unerlaubter Beziehungen zu einem jungen Mädchen bezichtigt u. ä. Entsprechend wird die Involutions-Melancholie analytisch aus einer Verstärkung des Narzißmus, der sich – infolge fehlender Liebesmöglichkeit – auf die eigene Person richtet, und aus ähnlichen dynamischen Umwandlungen abgeleitet. Bei Erklärungen des Negativismus der involutiven Psychosen wird neben der speziellen Psychoanalyse auch die Auffassung von O. Kant u. a. berücksichtigt. Ebenso werden die charakterologischen Strukturverschiebungen im Sinne von H. Hoffmann herangezogen. Überhaupt werden in diesem nicht einseitig psychoanalytisch eingestellten Aufsatz auch die biologischen und charakterologischen Aufbaufaktoren in ihrer Bedeutung anerkannt.

A. Storch-Gießen.

Zutt, J. (Psych. Klin., Berlin), **Die innere Haltung.** Eine psychologische Untersuchung und ihre Bedeutung für die Psychopathologie insbesondere im Bereich schizophrener Erkrankungen. Mschr. Psychiat., 1929, Bd. 73, H. 1–6, S. 52–100, 243-263, 330–343.

Das Einnehmen einer inneren Haltung läßt sich an verschiedenen Situationen des Lebens veranschaulichen von der mehr spielerischen Darstellung einer Rolle bis zur Identifizierung mit ihr. Jede innere Haltung ist an eine bestimmte Motorik gebunden und bestimmt ihren Ausdrucksgehalt. Aus den Grundhaltungen, etwa der Haltung der Aufrichtigkeit, des Stolzes, der Liebenswürdigkeit, der Bedächtigkeit, erfahren die Einzelhaltungen ihre Nuancierung im Entgegenkommen, Abweisen, Begrüßen, Verabschieden u. dgl. Die innere Haltung bestimmt so das Ausdrucksgemäße unseres gesamten Handelns. Sie bedeutet eine Repräsentanz unserer Gesamtpersönlichkeit, insofern wir Handelnde sind. Wir können eine innere Haltung willkürlich hervorrufen im Gegensatz zu Affekten, von denen wir „affiziert" werden. Dagegen hat jeder Affekt die Tendenz, eine ihm adäquate innere Haltung hervorzurufen. Durch Annahme einer inneren Haltung können wir einen Einfluß auf unser Ich gewinnen, insofern als eine Tendenz besteht, sich mit der angenommenen Haltung zu identifizieren (wenn wir fühlen, daß wir unangebrachterweise ärgerlich werden, lächeln wir u. dgl.). Die große Bedeutung der inneren Haltung erhellt daraus, daß das Ausdrucksmäßige des Handelns die wichtigste Grundlage aller zwischenmenschlichen Beziehungen bildet. In der Gemeinschaftssituation empfängt unsere innere Haltung fortwährend eine Modifikation durch das Verhalten unserer Situationspartner. In weiteren Ausführungen werden die Abwandlungen der inneren Haltung in psychopathologischen Fällen beleuchtet, zunächst bei psychopathisch Haltlosen und Hysterischen, bei denen eine bestehende innere Haltung einen besonders starken Einfluß auf das Ich hat, während die Fähigkeit des Ichs, auf die innere Haltung einen Einfluß auszuüben, vermindert ist. Die Labilität der psychopathischen Persönlichkeit liegt darin, daß eingenommene

innere Haltungen eine abnorm starke Wirksamkeit entfalten. – Bei den Schizophrenen besteht eine Störung der Beziehung zwischen Ich und innerer Haltung. Das Handeln kann vom Ich aus durch Willensimpulse nicht mehr geleitet werden, insbesondere wenn sich die Einwirkung des Ich gegen andere Einwirkungen komplexartig-affektiver Art durchsetzen muß (Sperrungen). Indem die Gestaltung der Handlungsvorgänge nicht mehr in dem Maße, wie beim Gesunden, dem Einfluß der vom Ich ausgehenden Impulse unterliegt, ist doch nicht die „Bewegungsmaschine" allein abgespalten, sondern mit den Bewegungsvorgängen ihre sinnvolle Repräsentanz, die innere Haltung. Die Bewegungsvorgänge bleiben sinnvolle Handlungen, die aber vom Ich „losgelöst" eine Veränderung des seelischen Sinngefüges bewirken. Die Handlung kann dann so erlebt werden, als ob sie unter dem Steuerungseinfluß anderer erfolgt (Beeinflussungserlebnisse). Während beim Gesunden immer die ganze lebensgeschichtlich gewordene Persönlichkeit einen Einfluß auf die innere Haltung ausübt und sie modifiziert, reagiert beim Schizophrenen durch Wegfall der vom Ich ausgehenden Willensimpulse nur die in der eingenommenen inneren Haltung repräsentierte aktuelle handelnde Persönlichkeit. Es kommt zum Wirksamwerden von isolierten Haltungen primitiver Art (Echosymptome, Befehlsautomatie, Negativismus). In der Kontaktstörung des Autismus zeigt sich ein verminderter Einfluß des Verhaltens der Umwelt und ihrer Steuerungseinflüsse ebenso in mangelndem Rapport und steifem Verhalten. Es besteht ein Bedeutungsverlust der aktuellen Umwelt; infolge der Störung der Beziehung zwischen Ich und innerer Haltung muß das „Ich-Hier-Jetzt" an Bedeutung einbüßen (Minkowski). Auch das Wahnerleben der Schizophrenen geht auf Erlebnisse der veränderten Persönlichkeit und der veränderten inneren Haltung zurück, die entstehen, weil Steuerungseinflüsse aus der Umwelt und Willensimpulse nicht mehr zur Auswirkung gelangen. Im Gegensatz zum Gesunden können in der inneren Haltung fundierte Persönlichkeitserlebnisse (etwa: Ich bin ein Prinz) als real erlebt werden, auch wenn die Identifikation mit dem Ich nicht vollzogen wird und gleichsam zwei Persönlichkeiten nebeneinander bestehen. Verf. belegt diese Persönlichkeitsveränderungen mit bemerkenswerten Beispielen. Sofern die Möglichkeit, die Identifikation zu vollziehen oder nicht, und damit völlig im Wahn zu versinken, doch nicht ganz verloren geht, bestehen Möglichkeiten psychotherapeutischer Einwirkungen. Aus allem ergibt sich, daß neben dem Ich die innere Haltung als Trägerin von Persönlichkeitserlebnissen von besonderer Bedeutung ist. – Der Begriff der inneren „Haltung" ist sicher geeignet, manche Probleme, insbesondere des Schizophreniegebiets zu erhellen. Zweifellos können aus eingenommenen inneren Haltungen heraus mancherlei pathologische Erlebnisformen und Äußerungsweisen entstehen, wenn es – wie in der Schizophrenie – zu einer Verselbständigung derartiger Haltungen kommt. Trotz der breiten Darlegungen Z.s wird aber die Art dieser Loslösung mehr theoretisch postuliert, als aus dem Erleben der Kranken heraus anschaulich evident. Wenn von einer Loslösung vom Ich die Rede ist, so fragt man, ob dann die lebensgeschichtlich gewordene Persönlichkeit ihre – in der Schizophrenie zweifellos gestörte – Wirksamkeit wirklich nur entfalten kann, wenn die innere Haltung willensmäßige Modifikationen von seiten des Ich empfängt? Schwierig bleibt es auch, aus einer derartigen „Grundstörung" zu erklären, warum einmal nur die aktuelle Situation wirksam ist, während ein andermal gerade das „Ich-Hier-Jetzt" ausgeschaltet bleibt. Trotzdem bleibt es ein Verdienst des Verf., die Probleme der inneren Haltung deutlich gesehen und die Bedeutung der Selbstdarstellung in allen ihren Abwandlungen insbesondere für das Verständnis der Schizophrenie betont zu haben.

A. Storch-Gießen.

VI. Spezielle Psychogenese

a) allgemeine Ätiologie

Walinski, Franz (II. med. Poliklin. Berlin), **Alkalireserve im Blut bei Neurasthenie und organischen Nervenkrankheiten.** D. m. W., 1930, H. 13, S. 520–521.

Bestimmung nach v. Slyke an 15 Neurasthenikern; sämtliche zeigen eine Senkung der Alkalireserve (durchschnittl. 0,45 Vol. % gegen 0,53 normal), also Verschiebung nach der „sauren Seite". Nach Muskeltätigkeit (30 Kniebeugen) zeigte sich bei 10 Fällen eine Abnahme um 0,09 Vol. % gegen 0,05 normal. Bei organisch Nervenkranken (13 Fälle) fanden sich normale Werte. Da sportliche Leistungen Trainierender durch Alkaligaben gesteigert werden, Leute mit höchster Alkalireserve auch höchste Leistungen aufweisen, wie W. früher feststellte, darf ein Zusammenhang der Alkaleszenzminderung mit der schnelleren Ermüdbarkeit der Neurastheniker angenommen werden.

R. Allers-Wien.

e) Sexualneurosen

Fenichel, Otto (Berlin), **Zur Psychologie des Transvestismus.** Intern. Zschr. f. Psychoanal., 1930, Bd. 16, H. 1, S. 21–34.

Der Transvestit hat mit dem Fetischisten die Überschätzung der weiblichen Kleidung gemeinsam, mit dem passiv Homosexuellen die feminine Einstellung. Seine Verwandtschaft mit beiden findet ihren Ausdruck in dem folgenden, für ihn charakteristischen Kompromiß: er hält den Glauben an die phallische Natur der Frau fest (wie der Fetischist), identifiziert sich aber außerdem mit der Frau (wie der passiv Homosexuelle). Die Identifizierung mit der Mutter ist meist gleichzeitig in einer oberflächlicheren Schicht eine solche mit einem kleinen Mädchen; dadurch sichert sich der Transvestit alle Vorteile einer Regression in die frühe Kindheit. Diese Thesen bekräftigt F. mit dem Material eines analysierten Falles.

H. Hartmann-Wien.

Steiner, M. (Wien), **Die Bedeutung der femininen Identifizierung für die männliche Impotenz.** Intern. Zschr. f. Psychoanal., 1930, Bd. 16, H. 1, S. 35–42.

Zwischen den ganz leichten und den ganz schweren Impotenzfällen liegt eine Gruppe, für deren Sexualstörung die feminine Identifizierung verantwortlich zu machen ist. Bei der Behandlung solcher Kranker hat sich S. eine Technik bewährt, die sich von der sonst geübten analytischen durch größere Aktivität (rasche Herstellung der Übertragung, Auferlegen von Geboten und Verboten, frühe und reichliche Deutungen) unterscheidet. Für die Behandlung schwererer Neurosen jedoch ist diese Modifikation der Technik nicht geeignet.

H. Hartmann-Wien.

Kronfeld, A. (Berlin), **Über psychische Impotenz.** Der Nervenarzt, 1929, Bd. 2, H. 9, S. 521–532.

K. gibt zunächst eine Übersicht über seine Erfolge mittels Psychotherapie. Impotentia erigendi von 42 F. 23 geh.; Ejaculatio praecox von 15 F. 9 geh.; Impotentia maritalis von 7 F. 1 geh.; Impotentia extramarit. 1 F. behandelt und ungeheilt; Aspermatismus von 2 F. beide ungeheilt. Doch muß bemerkt werden, daß diese Übersicht dem in langer Praxis erworbenen ärztlichen Eindruck nicht entspricht; so z. B. kommt in der Tabelle die Ejaculatio pr. zu günstig weg. Was nun Details betrifft, so ist zunächst zu sagen, daß es sich niemals nur um eine reine Exekutionsstörung handelt, sondern daß immer zugleich eine Störung im Libidohaushalt selber vorlag; es erscheint die Zuwendung der Libido zum normalen realen Sexualziel ge-

hemmt. Zu der Ejaculatio pr. wird die Samenentleerung nicht als die natürliche sinnvolle Lösung der Triebspannung empfunden, sondern als Betrogenwerden um die erotische Erfüllung. Das Charakteristische für alle Potenzstörungen ist, daß sie ausschließlich situationsgebunden sind. Hinsichtlich der lokalen Dispositionen läßt sich sagen, daß ein direkter Zusammenhang mit Impotenzerscheinungen fast nie erweislich ist. Höchstens für die Ejaculatio pr. verdienen gewisse Konstitutionsstigmen, wie vasomotorische Labilität, eine erheblichere Beachtung. – Alle Impotenzkranke sind sensitive Menschen mit hervorstechender Selbstwertlabilität und Erscheinungen erlebnismäßiger Selbstwertunsicherheit. Sog. Aktualschädigungen, wie Onanie, Abstinenz, unzweckmäßige Sexualbetätigung spielen keine ätiologische Rolle. Nie ist die Impotenz das einzige manifeste Symptom der Neurose. – Für die Therapie ist die psychoanalytische Methode die Methode der Wahl, ja die Sexualstörungen und das adäquate Anwendungsgebiet der Psa. Die Heilungsaussichten eines Falles hängen davon ab, wie tief in der Schichtung der Libidoorganisation die Angstquellen entspringen.

Osw. Schwarz-Wien.

g) Motilitäts- und Organneurosen

***Hasenkamp, E., „Das sprachkranke Kind".** Ber. üb. d. Verhandl. auf d. Tagung in Halle a. S., 1929. 168 Seiten. C. Marhold, Halle a. S. 1930. Brosch. RM. 8.40.

Die Tagung der „Arbeitsgemeinschaft für Sprachheilpädagogik in Deutschland wurde durch Schleuss-Hamburg, Truschel-Halle a. S., Pallat-Halle-Wittenberg, Sieke-Merseburg, Schumann-Leipzig, Frau Van Danztig-Rotterdam und Rösler-Halle a. S. eröffnet. Die Einführungsreden gaben einen Überblick über Wesen und Werdegang der Sprachheilschulen in Deutschland. Fröschels-Wien sprach über neue Bestrebungen auf dem Gebiete der Logopädie, Nadoleczny-München über das stotternde Kleinkind und seine Einschulung, Gutzmann-Berlin über das sprachunfertige Kleinkind. Wittsack-Halle a. S. trug über Sprechkunde–Normalschullehrer–sprachkrankes Kind vor. An diesen Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion. Flatau-Berlin sprach über Arzt und Lehrer im Kampf gegen Sprachgebrechen. Vom Standpunkte des Pädagogen sprach Hausen-Hamburg zu derselben Frage. Diese beiden Vorträge, sowie der folgende von Dirr-Karlsruhe über die Ausbildung der künftigen Sprachheillehrer wurden eingehend diskutiert, wobei auch auf die gelungene Organisation der Zusammenarbeit von Arzt und Lehrer in Wien hingewiesen wurde. Friedländer-Görlitz berichtete über ihre Arbeit in einer Anfängerklasse für sprachgestörte Kinder. Schleuss-Hamburg sprach über die sprachliche Behandlung der Kinder mit Gaumenspalten. Lindenau-Berlin trug über den heilpädagogischen Einfluß des Gesangunterrichts in der Sprachheilschule vor. Rösler-Halle a. S. berichtete über Fürsorge für sprachgebrechliche Jugendliche. Ziehen veröffentlicht eine nicht vorgetragene Abhandlung über Sprechen und Denken vom Standpunkt der Sprachheilkunde. Reichhaltiges statistisches Material sowie eine große Bibliographie waren ausgestellt.

A. Jellinek-Wien.

i) Unfallneurosen

Jossmann, P., Über einige Grundbegriffe der Rentenneurose. Nervenarzt, 1930, Bd. 3, H. 2, S. 63–77.

Beitrag zu der in dem „Nervenarzt" von verschiedenen Seiten geführten Diskussion über die Rentenneurose. J. knüpft an einen früher a. gl. O. erschienenen Aufsatz an und bemüht sich im wesentlichen um eine Klärung der Begriffe. Im Gegensatz zu

anderen Äußerungen untersucht J. die ihn beschäftigenden Fragen in sehr sachlicher, von keiner persönlichen Animosität getrübten Weise. Sehr geschickt benutzt er die Blößen, die sich Riese und einige seiner Mitarbeiter in dem bekannten, hier von mir besprochenen Buch gegeben haben, um gegen diese ganze Richtung Front zu machen. Insbesondere weist er nach, daß die von Riese u. a. zu ihren Gunsten herangezogene Reichsgerichtsentscheidung vom 12. IX. 1928 falsch ausgelegt wird und der Entscheidung des RVA vom September 1926 nicht widerspricht. Es werden weiter die Begriffe Krankheit und Ursache untersucht, deren oft nicht scharfe Fassung zu vielen Irrtümern geführt haben. Grundsätzlich Neues bringt der Aufsatz nicht, die Anschauungen J.s sind bekannt und brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Ob man sie teilt oder nicht, jedenfalls sind diese Ausführungen ein erfreuliches Beispiel dafür, daß derartige Diskussionen in einer ruhigen, das Persönliche und Weltanschaulich-Politische meidenden Form geführt werden können. v. Witzleben-Dresden.

VII. Spezielle Therapie

a) Psychoanalyse

Graber, G. H., Aus der Analyse eines nachtwandelnden Knaben. Zschr. psychoanal. Pädagog., 1930, Bd. 4, H. 1, S. 9–17, H. 2–3, S. 69–77.

Es handelt sich um die Analyse eines 10jähr. Knaben, der seit Beginn der Schulzeit Zustände von Noktambulismus zeigte. Das Schlafwandeln erwies sich als Ausdruck der Muttersehnsucht. Die Behandlung führte zu vollständiger Heilung des Kindes. H. Hartmann-Wien.

Zulliger, Hans (Bern), **Das Gespenst der Bindung.** Zschr. psychoanal. Pädagog., 1930, Bd. 4, H. 2–3, S. 49–62.

In der „Bindung" der Schüler an den psychoanalytischen Pädagogen wird vielfach eine Gefahr gesehen. Aber ähnliche Übertragungsbeziehungen stellen sich auch gegenüber nicht psychoanalytisch orientierten Lehrern ein, und der Analytiker ist diesen gegenüber im Vorteil, weil er die Übertragungssituation versteht und besser zu beherrschen imstande ist. Der psychoanalytische Lehrer schafft nicht Paarbeziehungen, sondern es handelt sich um die Bindung: Führer und Masse. Diese macht gemeinschaftsfähig und hemmt erfahrungsgemäß die Entwicklung der Kinder nicht, ja sie kann eine wesentliche Förderung der Entwicklung bedeuten.

H. Hartmann-Wien.

Laforgue, R. (Paris), **Die Mechanismen der Selbstbestrafung und ihr Einfluß auf den Charakter des Kindes.** Zschr. psychoanal. Pädagog., 1930, Bd. 4, H. 2–3, S. 104–114.

Reaktionsbildungen, welche der Selbstbestrafungstendenz entspringen, können sich schon in relativ früher Zeit als Charakterzüge äußern. Auch die (scheinbare) Dummheit mancher Kinder kann Ausdruck einer Selbstbestrafungstendenz sein und der Absicht dienen, das Kind der Verachtung der Eltern oder Lehrer auszusetzen.

H. Hartmann-Wien.

***Muschg, Walter** (Zürich), **Psychoanalyse und Literaturwissenschaft.** 28 Seiten. Junker u. Dünnhaupt, Berlin 1930. Brosch. RM. 1.20.

Eine kluge und besonnene Abhandlung, die sich wenigstens bemüht, dem Standpunkt der Ps.-A. auch dort gerecht zu werden, wo ihr Einbruch in die Kulturwissenschaften dem Literarhistoriker zunächst befremdend oder „ruchlos" erscheint. Die Motive des ps.-a. Interesses an der dichterischen Persönlichkeit werden im großen

und ganzen richtig dargestellt; auch daß die ps.-a. Forschung ihrem Wesen nach sich in erster Linie den „überindividuellen Zusammenhängen" zuwendet und erst in zweiter Linie auch Hilfsmittel zur Erfassung der einmaligen Gestalt werden kann, ist zuzugeben. Wenn dann freilich gelegentlich von der „ps.-a. Persönlichkeitszerstörung" die Rede ist, oder (in ähnlichem Zusammenhang) von der „Hybris" des Analytikers, so liegt hier ein Mißverständnis zugrunde, von dem sich auch manche andere Kritiker der Analyse nicht freigehalten haben: die Meinung nämlich, daß der Ps.-A. eine Werte nivellierende Tendenz immanent sei. Die „Mißachtung der integralen schöpferischen Persönlichkeit" ist kein Wesenszug der Analyse; und die „Nichtachtung des künstlerischen Ranges" nur insofern, als die Frage der Wertordnungen überhaupt außerhalb des Gebietes der ps.-a. Forschung liegt. H. Hartmann-Wien.

Frankhauser, K., Traumdeutungen. Zschr. Neur., 1930, Bd. 124, H. 3–4, S. 596–606.

F. will sich von den bekannten Traumtheorien Freuds, Jungs usw. unabhängig machen und entwickelt aus der Beobachtung des eigenen Traumlebens folgende Gesichtspunkte: „Aus den vorgeführten Traumdeutungen geht hervor, daß die Elemente des Traumerlebens Elementen des Erlebens im Wachzustande entsprechen. Neben Normalassoziationen und sehr interessanten Kontrastassoziationen finden sich Kurzschlüsse zwischen den eindrucksvollsten Erlebnissen der namentlich zunächstliegenden Vergangenheit, und diese sind es, die dem Traume sein charakteristisches Gepräge geben." Dazu ist zu sagen, daß diese Ergebnisse zwar im großen und ganzen richtig (und übrigens allen Traumforschern bekannt) sind, daß sie aber nur einem kleinen Teil des komplexen Gebildes „Traum" gerecht werden und nicht erlauben, auch nur das einfachste konkrete Traumbeispiel psychologisch annähernd auszuschöpfen.

H. Hartmann-Wien.

f) Sonstiges und Allgemeines

Schultz, Géza (Psych. Klin., Budapest), **Über hypnagoge Halluzinationen.** Mschr. Psych., 1930, Bd. 75, H. 1–2, S. 44–62.

Voraussetzung für das Auftreten h. H. ist verzögertes Einschlafen mit gegen die Außenwelt stark abgeschwächtem Bewußtsein, ohne völlige Aufhebung. Die einfachsten h. H. knüpfen an die vor dem Einschlafen ausgeführte Handlung an (Weiterlesen oder Hören nicht im Text stehender Worte u. dgl.), wobei die noch wache Kontrolle Objektives und Subjektives zu unterscheiden gestattet. Oft dienen entoptische Erscheinungen als Reiz. Vom Traum scheidet die h. H. die erhaltene Kontrolle durch ein anderes Sinnesorgan (z. B. Ohr). Die Mechanismen können aber durchaus die des Traumes sein. In einer zweiten Gruppe spielen Mechanismen eine Rolle, die den im Traume wirksamen Ausdruckstendenzen analog sind. Ferner: „Die mit schweren neurotischen Beschwerden behafteten, aber ... noch nicht pathologischen ... Kranken zeigen oft im h. Zustand die Präexistenz derjenigen Pathomechanismen, welche – sozusagen – durch Addition irgend eines Prozesses sich zu einer Psychose charakteristischerweise entpuppen". S. berichtet über Beobachtungen, die in der Erscheinungsweise an Schizophrenie gemahnen. Gesamtbeobachtungen 50. Unterscheidet man echte optische h. H. von quasi-optischen, so bekundet sich bei den ersten ein fast unbedingtes Vorhandensein eidetischer oder stark visueller Fähigkeiten (11 unter 12 Fällen). R. Allers-Wien.

Petrasch, Gerhard (Psychol. Inst., Hamburg), **Die therapeutisch bedeutsamen Faktoren des Seeklimas: Sonne, Wind und Seebad in ihren Einwirkungen auf die Dynamik des kindlichen Seelenlebens.** Zschr. ang. Psychol., 1929, Bd. 34, H. 1, S. 47–99.

In der Kinderheilanst. Wyk a. Föhr an 30 Knaben von 10–11 Jahren angestellte Versuche (Reaktionsvers., Konzentrationsleistungs-, Sterzinger-Test, Arbeitsprobe durch Perlsortieren, Treffsicherheit am Tremometer) in 6wöchigen Kurperioden ergaben unter Berücksichtigung sorgfältig erhobener Psychogramme: Verkürzung der Reaktionszeit und Zunahme der vorzeitigen Reaktion nach Sonnenbädern, Verbesserung der Konzentration bei konkreten, Verschlechterung bei abstrakten Aufgaben, Fehlerzunahme am Tremometer, im ganzen Ermüdung der apperzeptiven Funktionen, daher psychomotorischer Erregungszustand, der als lustvoll empfunden wird, Erleichterung der Auslösung von Willensimpulsen. Ebenso wirken Seebäder, deren Anregung aber gleichfalls nicht von langer Dauer ist und bald einer Ermüdung weicht. Windspaziergänge bewirkten eine erschwerte Auslösung von Willensimpulsen, Verlangsamung des Reaktionsablaufes, anscheinend Hemmung der Motorik und Verminderung der Bewußtseinshöhe, Ermüdung mit Mißmut, was die Leistungen weiter verschlechterte. Es lassen sich verschiedene Typen der Beeinflussung erkennen. – Zu diesen wenig untersuchten Fragen, denen praktische Bedeutung gewiß zukommt, stellt P.s Arbeit einen wertvollen Beitrag dar. R. Allers-Wien.

VIII. Heilpädagogik

Gerber, F. (Mitikon am Albis), **Neuzeitliche Ausgestaltung der Arbeitserziehungsanstalt.** Schweizer. Zschr. Hyg., 1930, Bd. 10, H. 2, S. 111–117.

Leistungsgrundsätze der seit 1926 von G. geführten, staatlichen Arbeitserziehungsanstalt: sie ist mit 56 Zöglingen im Alter von 18–23 Jahren besetzt, die zwar körperlich gesund und geistig normal, aber verwahrlost, arbeitsscheu und teilweise mit Delikten behaftet sind. Die Versorgung in der Anstalt erfolgt in der Regel auf die Dauer von 2–3 Jahren. Zur Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeit stehen ein landwirtschaftlicher Betrieb, Gemüsegärtnerei, Werkstätten für Schreiner, Metallarbeiter, Schneider, Schuster, Körber, eine Mattenflechterei und Holzspalterei zur Verfügung. Zöglinge, die schon in einem Beruf tätig waren, werden zur Lehrlingsprüfung gebracht. Der Neueintretende wird einer Arbeitsgruppe zugeteilt, die entweder unter der Aufsicht eines anderen Zöglings oder eines Angestellten steht. Eigene Aufsichtsorgane gibt es nicht. Zum Ansporn wird ein Verdienstanteil bezahlt und kleine Prämien für sehr gute Leistungen. Im Winterhalbjahr wird regulärer Unterricht abgehalten und Vorträge über allgemeinbildende Themen. Zur körperlichen Ertüchtigung besteht ein Sportplatz. Die Vergünstigungen bestehen in Rauchen, freien Ausgängen, Urlaub, Arbeitszuteilung, Sonntagsurlaube (erst nach einem Jahre bei gutem Verhalten, immer in den letzten 3 Monaten der Anstaltszeit und zwar alle 3 Sonntage). Die vorübergehende Entziehung dieser Vergünstigungen wird als Strafe angewendet, außerdem noch Arrest in schweren Fällen und das Nachholen versäumter Arbeit am Feierabend. Das ganze Erziehungssystem erlaubt sehr freie Haltung der Zöglinge, wodurch der Strafanstaltscharakter vermieden wird. Entweichungsmöglichkeiten sind da, doch kommt dies sehr selten vor, bis jetzt zwei in diesem Jahre. Fr. Sack-Wien.

***Reigbert, R., Ausdruckspsychologie und praktische Pädagogik.** 151 Seiten. Forschungen u. Werke zur Erziehungswissenschaft, H. 8. H. Böhlaus Nachf., Weimar 1929. Brosch. RM. 4.–, geb. 5.50.

R. gibt einen Überblick über die der Ausdruckspsychologie eigentümliche Geisteshaltung und die sich aus ihr ergebenden Grundtendenzen und bespricht die Haupt-

strömungen der Physiognomik in ihren bedeutendsten Vertretern. – Vom Standpunkt der praktischen Pädagogik aus auf den Grad ihrer Verwertbarkeit für die Erfassung der werdenden Persönlichkeit geprüft, erweisen sich nach R. die Pantomimik (Zeichnen, Plastik, Sprechen, Gymnastik usw.) wegen ihrer Lebensnähe, sowie die Graphologie der Kinderhandschrift als für die Pädagogik wertvolle Möglichkeiten psychische und körperliche Störungen und Wesensgrundlagen vorsichtig festzustellen. Konstruktive und konstitutive Physiognomik haben ihre Typen mit Ausnahme von Lederer und Wizenmann mehr für Erwachsene aufgestellt; eine Übertragung auf das Kind ist aber sehr schwierig. Pädagogisch wertvoll ist die Methode der freien Persönlichkeitsbeschreibung nach Kretschmer, sowie als deren Ergänzung und Abschluß das Ewaldsche Schema der Charakterbeurteilung und die Naturelltypen Wizenmanns. Erst in letzter Linie kommt die konstruktive Physiognomik in Betracht, und zwar nur für die Heraushebung allgemeiner Züge. Im letzten Kapitel zeigt R. selbst den Anfang einer Verwendung dieser Methoden in der Schulpraxis, nachdem er durch ein Jahr Leiter jener Kindergruppe war, an der er arbeitet. Die anthropologischen Messungen wurden in Anlehnung an Martin vorgenommen, an 7 Knaben Kopf- und Körpermaße, an 8 Mädchen nur die Kopfmaße; die Beschreibung der Einzelmerkmale erfolgte nach dem umgearbeiteten Martinschen Beobachtungsbogen. Im physiognomischen Charakterbild wurde aus Maßen und Körperbaumerkmalen ein physiognomisches Gesamtbild unter Anlehnung an die Typologie Wizenmanns zu zeichnen unternommen; ferner wurde das graphologische Charakterbild ausgearbeitet und eine Charakterskizze; zu letzterer wurde das Material aus Besprechungen mit Eltern und Lehrer gewonnen; schließlich wurde die Struktur des Charakters sowie die Strukturformel des Charakters nach Ewald zu gewinnen versucht. Die Ewaldsche Skala erwies sich für die Volksschule als gut geeignet. R. hat 15 derartige Persönlichkeitsbilder ausgearbeitet, zwei davon sind, um die Arbeitsweise zu charakterisieren, angefügt. Das Buch stellt einen interessanten, wertvollen Beitrag zum Problem der praktischen Verwertbarkeit der Methoden der Ausdruckspsychologie in der Pädagogik dar.

Fr. Sack-Wien.

***Bericht über die Verhandlungen des Hauptausschusses des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages in Wiesbaden am 17. und 18. Oktober 1929.** 131 Seiten. Schriftenreihe des Allgemeinen Fürsorgeerziehungstages, H. 9. Hannover-Kleefeld 1930. Preis RM. 4.–.

I. Pädagogische Probleme in der Behandlung schwererziehbarer Schulentlassener (unter Berücksichtigung der in Erziehungsheimen vorgekommenen Revolten). Berichterstatter Cimbal, Altona: Jede Revolte entspringt einer Entmutigung, die bis zur Ratlosigkeit fortgeschritten ist; sie ist zu vermeiden durch organisatorische Vorsichtsmaßnahmen, nämlich durch die richtige Verteilung der verschiedenen Verwahrlostentypen in entsprechende Anstalten und Heime und planmäßige Arbeits- und Lebenserziehung, sowie durch richtige Einstellung der Erzieher zum Zögling. C. unterscheidet hinsichtlich der Zöglinge den aufwühlbaren, den kindhaft gleichmütigen, den psychopathischen, den unerziehbaren (durch unbeeinflußbare geistige Erkrankung) und den unerziehbar-verbrecherischen Typus; unrichtige Gruppierung führt bald zu Revolten. Hinsichtlich der Einstellung des Erziehers zum Zögling skizziert C. vier Möglichkeiten: 1. die Einstellung vom Eros aus, die im leidenschaftlichen Wunsch, die Seele des Zöglings zu formen, besteht und nur für gesunde Kinder und Jugendliche verwendbar ist; bei Verwahrlosten, Psychopathen und Neurotikern im allgemeinen zu Widerstand und beim Aufwühlbaren sehr leicht zur Revolte führt; 2. vom Ethos aus, die dem

Zögling den eigenen sittlichen Kodex aufzwingen will und dadurch eine Revolte auslösen kann, weil der Zögling sich dem Erzieher durch seine größere Kenntnis des Lebens überlegen fühlt. In beiden Fällen ist eine gewisse Primitivität des Machtwillens und Mangel an Geduld vorhanden; 3. die von der Charis aus: das unpersönliche, nicht leidenschaftliche, aber geformte Sichvergeuden im Dienste eines höheren Gebundenseins auf Grund eines Erlebnisses, das zur Befreiung von der Ich-Einstellung geführt hat; diese Einstellung ist auch normalen Kindern gegenüber die höchste, für verwahrloste die einzig erfolgreiche, sie schützt Erzieher und Organisation am sichersten vor Revolten und Enttäuschungen und ist auch erziehungswissenschaftlich die höchste; 4. die von der sobria ebritas, von der nüchternen Begeisterung einfacher, gehorsamer Pflichterfüllung her: sie ist fast gleichwertig mit der vorhergenannten. II. Pädagogische Probleme in der Behandlung schwererziehbarer Schulentlassener. Berichterstatter Krebs, Berlin: K. bespricht 1. die Ursachen der Schwererziehbarkeit mit besonderer Betonung der Umwelteinflüsse; 2. ihre Kennzeichen, wie starker Mangel an Beziehung zur Umwelt, Überzeugung von der eigenen Minderwertigkeit; 3. die Gründe für das Versagen der bisherigen Behandlung der Schwererziehbaren, wie das Ausgehen vom Bösen im Menschen und der Wertung der Verwahrlosung als persönliche Schuld, das Fehlen unterer erziehlicher Voraussetzungen in den meisten Heimen, der Mangel an geeigneter Beschäftigung, das Vorherrschen einer Strafpädagogik, der Mangel an pädagogisch vorgebildeten Erziehern; 4. pädagogische Grundsätze für die Behandlung Schwererziehbarer: Schaffung von Aufnahmeheimen, richtige Verteilung der Zöglinge usw.

Fr. Sack-Wien.

IX. Forensisches

Stern, W. (Hamburg), **Zwei forensisch-psychologische Gutachten über kindliche Zeugen in Sittlichkeitsprozessen.** Zschr. angew. Psychol., 1930, Bd. 36, H. 1–2, S. 151–173.

St. veröffentlicht hier zwei von ihm selbst erstattete schriftliche Gutachten. Das erste wurde auf Antrag der Staatsanwaltschaft bereits im Vorverfahren angeordnet und wurde auch in der zweiten Hauptverhandlung bei Abwesenheit des Sachverständigen verwertet; es zeigt u. a., daß gelegentlich auch experimentelle Methoden Wertvolles zur Persönlichkeitserforschung leisten können, wenn der Sachverständige auch außerhalb der Gerichtsverhandlung mit dem Zeugen in Kontakt kommen kann; das zweite wurde im Verlauf des Wiederaufnahmeverfahrens gerichtlich gefordert, wobei sich der Gutachter nur auf Aktenmaterial stützen konnte; dieser Fall bestätigt besonders deutlich die von St. immer wieder auch andernorts hervorgehobenen Gefahrenmomente, die in der Häufung der Vernehmungen des Kindes liegen. Die beiden Gutachten stellen einen wertvollen Beitrag zur Kasuistik der forensischen Tätigkeit von Psychologen dar.

Fr. Sack-Wien.

Hafter, Ernst (Zürich), **Psychoanalyse und Strafrecht.** Schweiz. Zschr. Strafr., 1930, Bd. 44, H. 1, S. 1–17.

Kritisches Referat über die kürzlich erschienene Schrift von F. Alexander und H. Staub „Der Verbrecher und seine Richter". H. ist der Ansicht, daß die psychoanalytische Auffassung gemessen an den bisherigen kriminalpolitischen und gesetzgeberischen Gruppierungsversuchen der Rechtsbrecher einen Fortschritt bedeutet, weil

sie die Erkenntnis der zu einem Verbrechen führenden Motive zu vertiefen sucht. Sie enthält neue Erklärungen, bedeutet eine Bereicherung der psychologischen Verbrechensursachenforschung. Trotzdem bezweifelt er, daß die psychoanalytischen Erklärungsversuche so überzeugend sind, daß sie den Richter und auch den Gesetzgeber zu beeinflussen vermögen und dadurch die Strafjustiz auf einen höheren Standpunkt zu bringen imstande sind. H. führt dies an Hand des einen von A. u. S. analysierten Falles näher aus und warnt vor Hypothesen, Konstruktionen und Annahmen, die ins Reich der wilden Phantasie führen und daher für den Richter ohne Bedeutung sind. Ein Verdienst hingegen haben sich A. u. S. nach Ansicht H.s dadurch erworben, daß sie den Gedanken der Erziehungsstrafe durch ihre Schrift gefördert haben, wobei unter Erziehung im Strafvollzug die soziale Anpassung des Rechtsbrechers zu verstehen ist. H. Herschmann-Wien.

✶Berggrav, E., Die Seele des Gefangenen. Erfahrungen und Beobachtungen aus der Strafanstalt. 140 Seiten. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1929. Kart. RM. 4.20, geb. RM. 5.80.

Aus 4jähriger seelsorglicher Tätigkeit an der Strafanstalt in Oslo schildert B. für weitere Kreise die Gefängniswelt und ihre Wirkungen auf den Gefangenen, dessen Zustand drei Dinge kennzeichnen: das vom Hause Fortsein, die Zelle und das Bestraftsein. Über die Wirkung der Einzelhaft lassen sich keine allgemeinen Regeln aufstellen, als höchstens, daß im allgemeinen kein Nachteil aus ihr entsteht, wenn sie eine gewisse Anzahl von Jahren nicht überdauert, und daß sich Landstreicher und Bandenangehörige am schwersten in sie fügen. Nach B. sollte die körperliche Seite der Einzelhaft gemildert, die Absonderung aber beibehalten werden als Schutz gegen die Herdenhypnose und Stärkung der Selbstverantwortlichkeit. Daher sollte die Arbeitszeit gemeinsam sein, die Ruhezeiten aber in Einzelhaft verbracht werden. Ein wesentlicher Gesichtspunkt im Umgang mit den Gefangenen ist das Vertrauen, das man ihnen entgegenbringen muß durch Gewährung von Vertrauensposten auf Ehrenwort und durch probeweise Freilassung; ferner Höflichkeit und Freundlichkeit bei sehr bestimmtem Auftreten. Die unnatürliche Lage des Gefangenen ruft Unnatürliches in seinem Seelenleben hervor: eine gewisse Infantilität, da die natürliche Selbstverantwortlichkeit und die Versuchungen fehlen. Man merkt sie an Zügen von kindlicher Ichsucht, Eigensinn, Empfindlichkeit und Genügsamkeit, sie ist in charakterologischer und religiöser Hinsicht am bedenklichsten; der auffallendste Zug der infantilen Religiosität ist ihr Egoismus und ihr magischer Charakter. Aber auch Naturzüge werden durch das Gefängnisleben geweckt und gefördert wie Arbeitslust – die Arbeit steht nach B. im Gefängnis an erzieherischer Wirkung an erster Stelle –, ferner Liebe zu Regelmäßigkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Zucht, die sonst als eine Art Übel angesehen, hier im Gefängnis geschätzt werden; auch Natur- und Schönheitsfreude und besonders die Freude, für etwas sorgen zu dürfen, werden ausgelöst. In den letzten Kapiteln schildert B. anschaulich den großen Einfluß des Heimatmilieus, des verborgenen Elternhauses, das, wie er sagt, eine Großmacht darstellt, den Einfluß der Mutter und der anderen Frauen und schließlich das Verhältnis des Gefangenen zur Religion. Das Buch, das ungemein lebensnah und fesselnd geschrieben ist, kann weiteren Kreisen, für die es bestimmt ist, bestens empfohlen werden.

Fr. Sack-Wien.

VI. MISZELLEN

Weiteres Material zum Beleg der Archetypen im Sinne C. G. Jungs. Mitgeteilt von Dr. med. W. Stockmayer (Stuttgart).

Im 2. Heft des Zentralblatts 1930 habe ich Material aus dem kollektiven Unbewußten einer Analysandin in drei in sich geschlossenen Einzelstücken aus einer langen Serie vorgelegt. Diese Figurenreihen sollten dem Leser zunächst einen lebendigen Eindruck solcher spontan auftauchender visionärer Bilder geben, um dann an die verstehende Deutung an Hand der Kenntnis der mythologischen Figuren heranzutreten, wie es auch mit dem Analysanden selbst im Laufe der therapeutischen Arbeit geschieht. Die Figuren sind im Material gesperrt gedruckt.

Der Sinn und die Bedeutung dieses Materials liegt in der vom Bewußtsein unabhängigen Selbstabbildung der jeweiligen momentanen Libidosituation; es stellt den Gang der „transzendenten Funktion" in reichster Variation und in einer Vorwärtsentwicklung dar. Das Ichbewußtsein ist aktiver Zuschauer, nimmt teil an diesem Prozeß, und es kommt so zu einem jeweils relativ abgeschlossenen Funktionsausgleich der vier Grundfunktionen, wie es Jung beschrieben hat, schon im Bilde selbst, wie ergänzend durch die nachfolgende meditierende Befassung des aktiven Wachbewußtseins.

Im folgenden möchte ich eine weitere, äußerst reichhaltige Vision aus der Figurenreihe derselben Analysandin bringen, eine Vision, die ganz besonders eindrucksvoll ist und ebenfalls einer Funktionszusammenfassung zustrebt und sie auch erreicht. Instruktiv und impressionabel ist die Ähnlichkeit des Materials mit dem von Richard Wilhelm und C. G. Jung kürzlich im „Geheimnis der goldenen Blüte"[1]) gebrachten. Zugleich der Illustrierung des dort Behandelten soll auch das von mir Vorgelegte dienen. Das Buch war der Analysandin nicht bekannt.

Vision 3. Oktoberwoche 1929.

Siehe, es ist ein Weib im Tal: schwarze Wurzeln wachsen aus ihm. Was da lebt und sich bewegt, das quillt aus ihnen – Ursamen.

Ich ging und suchte – da sah ich das Weib, schrecklich von rotem Feuer umlodert, blaue Blitze im Schoß, gebündelt, zwölf und sieben.

Ein Kind kam und führte mich – da sah ich das Weib, lieblich, und Quellen sangen rauschend auf zu seinen Füßen.

Wer ist sie? fragte ich, doch niemand wußte ihren Namen.

Da hieß ich sie: Alles Werdens Ursache – denn ich sah ihre Quellen durch die Erde gehen, rauschend, doch ohne Stimme.

Da hieß ich sie: Kraft, die ordnet – denn ich sah sie ihre Samen blasen in den Wind, der über die Meere kommt vom Aufgang der Sonne.

Da hieß ich sie: Geheimnis – denn ich sah ihr Bild, das nicht ist und erkannte ihre Gestalt, die nicht gestaltet ist.

Und also herrscht sie, weil sie unerkannt sich schmiegt um alle Dinge, deren Mitte sie ist. Die Unfaßbare, das ist Sie, die Unvergängliche, das ist Sie, die ewig ohne Antrieb Wirkende, das ist Sie. Wer kann die Söhne erkennen und die Mutter nicht töten? Der wäre weise.

---

[1]) Dornverlag Grete Ullmann, München 1929.

So sprach die Stimme, die mich führte, als ich hinaustrat vor das Tor, das steht hinter den Stufen, die hinunterführen. Es war hell wie flammendes Feuer und graue Tücher hingen rechts und links wie wirrer Nebel.

„Wer bist Du?" fragte ich, „laß mich Dich sehen, daß ich Dir folgen kann."

Da sah ich einen Mann, der war gekleidet wie ein Mönch und trug ein langes weißes Gewand, umschnürt von einem schwarzen, vielfach geknoteten Strick. In seiner Rechten trug er einen schwarz und weißen Stab, in seiner Linken hielt er eine runde goldene Scheibe, die blitzte wie die Sonne und war geteilt durch einen zweiten kleinern Kreis. Und innerhalb des innern Kreises kreisten vier kleine Kugeln oder Sterne trüb leuchtend auf dem Strahlengrund. Und in dem äußeren Kreise kreisten vier große Sterne, weißglühend auf der lichten Fläche. Leise, wie getrieben von unsichtbaren drängenden Gewalten zogen alle Sterne ihren Gang, und ihr Bewegen fiel wie herrliche Musik in mich hinein, daß in mir war ein (ungekanntes neues fremdes) Fühlen, das war wie Wissen.

Da schob der Mönch die Sonnenscheibe unter sein Gewand und sagte: „komm". – Im Walde, zwischen hohen Felsen, unter dunkelgrünem Baum, da blüht die Blüte mit dem Menschenauge. Die Quelle fließt aus ihr, an der das Kind sitzt, das sich spielend beugt und staunend gegenlächelt in die eignen (fremden) ungekannten Augen. Und auf dem Grund die weiße Schlange, die dreiäugige, die alle Wege weiß, die führen von den untern zu den obern Göttern. Denn nie schläft das dritte Auge, darum weiß sie das Geheime.

Ich beugte mich, zu sehen, ob sie wache – und sieh, die Quelle war ein Weib, das saß halbliegend unterm Felsen. „Wer ist sie?" fragte ich den Mönch. Er sagte: „Es ist Kasa, die Mutter der Sonne." Aber ich hieß sie: Asa.

Denn sie ist die Herausfließende, die Strömende, die Sichvermehrende, die Aufsteigende, die Göttin.

Kasa – das ist: die Gesammelte, die Gebundene, die Verbergende, das Gefäß, die Bewahrerin der sieben Quellen, die Erde.

Doch ist sie beides. Ihr wasserfarbenes Gewand trug einen gelb und rot gestickten Saum wie lauter R.

Und ich fürchtete mich, denn sie war schön.

Sie sah mich an mit blauen Augen, wie leis bewegt, und doch so leer, so tot, so über alle Maßen leer und tot. Da war kein Fühlen, da war kein Wollen, da war kein Denken.

Da erkannte ich, daß sie blind war und fiel nieder vor Entsetzen und verbarg mein Gesicht im langen grünen Gras, und Eiseskälte durchdrang mich. Ich hörte die Quelle brausen unterm Fels, aber ich vermochte nicht, mich zu rühren – ich hörte die Stimme des Mönchs, aber ich konnte sie nicht begreifen –

Ich war ein runder Punkt, durchsichtig, und nach unten fallend, drängend zu den Wassern, die tief unter mir im Boden rieselten und raunten. Doch in der Mitte war ein unsichtbarer heißer kleinster Punkt, der wollte steigen – und ich wußte: Sonne! und wollte rufen – und dachte: Tod – – –

Der Mönch beugte sich über mich. Blut floß aus seinem weißen Gewand. Die Knoten seines schwarzen Gürtels verwandelten sich in geflügelte Menschen- und Tierköpfe. Er murmelte: „eins ist diese Seite, vier ist jene Seite, zwei und drei ist der Weg; doch vier und vier, das ist der Schleier, der die Mitte verbirgt. Suche sie nicht, finde sie."

Und er hüllte mich in sein Gewand und trug mich fort, wie Wind, der über die Ebene geht.

Ich fragte: „wo ist der im weißen Gewand? Ich will ihn bitten, daß er mich weiter führe."

Ich ging die dunkeln Gänge und kam durch das brennende Tor – aber ich fand ihn nicht. Doch eine Stimme sagte „folge der Schlange, wenn sie flieht." Und ich sah zwei Stufen aus weißem Stein und stieg hinauf. Da war eine ungeheure Ebene, über die glitt wie ein leuchtendes Band die Schlange.

Und über den fernen Rand stiegen vier Männer herauf, prächtig gekleidet in rot und goldene Gewänder, wie Könige. Sie schritten über das Land – erst vier – dann zwei – dann einer – und kamen in die Mitte der Ebene. Da verwandelte sich der erste und wurde Feuer, eine große Flamme, die zog nach Westen und verschwand in rauchenden Gebirgen, die donnerten und brachen auf in tausend Spalten. Darauf verwandelte sich der zweite in einen großen hellen Vogel und flog nach Osten. Da warf der dritte seine Kleider ab und ging nach Süden, nackt und klein. Der vierte aber wanderte nach Norden, groß und herrlich, und trug Stab und Goldreif mit dem Bild der Sonne, die umzüngelten vier Drachenköpfe.

Ich folgte ihm. Und ging den Weg nach Norden. Der war leer, von vielen Nebeln überdeckt. Dann kam ein Licht.

Und ich sah eine Stadt auf einem Berge liegen, prächtig und glänzend. Sie hatte sieben farbig strahlende Tore und in der Mitte stand der weiße Tempel, der ragte hoch und war sehr rund. Ich stieg die schmalen Wege, die mit roten Rosen überwuchert waren wie mit Blut. Und kam vor die Stadt. Aber der Wächter sah mich und fragte: „Wohin willst du?" Ich sagte: „ich suche den Tempel Gottes." Da ließ er mich. Und ich ging durch die Stadt und sie war sehr schön. Es wuchsen hohe Bäume an den weißen Straßen und Menschen gingen leicht und froh in wehenden Kleidern ohne Schwere. Ich stieg die Stufen, die hinauf zum weißen Tempel führten, und weiße Rosen deckten sie wie Schnee. Aber der Wächter sah mich und sagte: „wohin willst du?" Ich sagte: „ich suche den Priester des Gottes." Da ließ er mich. Und ich ging durch die Säulenhallen und sie waren sehr licht – und leer. Doch oben in den Bogen schwebten dunkle Vögel, große, und sangen, wie Winde singen.

Ich kam in eine kleine Halle. Da stand ein Thron. Zwölf Stufen führten zu ihm auf, auf jeder Stufe stand seitlich ein Tier: zwei Stiere – zwei Pferde – zwei Flügeldrachen – zwei Schlangen – zwei Fische – zwei Vögel. Und auf dem Thron saß der im weißen Gewand. Er fragte: „wohin willst du?" Ich sagte: „ich suche den Gott." Da stand er auf und nahm mich mit in eine runde Halle, die war voll Licht. In ihrer Mitte hingen schwarze Tücher wie eine Säule. In ihrem Dämmerraum, den sie umschlossen, da stand im Mittelpunkt des Kreises auf dem Boden eine Schale aus weißem Holz, gefüllt mit schwarzer Erde. Ein kleiner Same lag darin.

„Was ist dies?" fragte ich. Aber der Mönch ging schweigend hinweg. Da setzte ich mich auf den Bogen und dachte: „ich will warten, bis der Same aufgeht." Und wartete – und wartete – und starrte auf das Samenkorn, das schwach und bläulich leuchtete – und wartete –.

Eine Eule flog über mir – ein Rabe strich vorbei – ich wartete – ob flossen Stunden? – Tage? – Jahre? – ich weiß es nicht – ich wartete – wartete –

Da – plötzlich – schießt ein Strahl wie Blitz von oben – sieh, eine weiße Taube fliegt herunter und stößt, stößt nach dem Samen, daß ich schreie – schreie laut vor Schreck.

Da fahren Winde auf, umwirbeln mich, und heiße Ströme rauschen wie aus Gold und Stimmen wie von Tieren schreien – gellend – schreien.

Und mitten in dem Wirbel zwischen Strom und Wind steht eine hohe Blüte, mit weißen Blättern, vier und vier, um einen Flammenkern –.

Da seh ich, daß der Mönch die Blüte trägt,

da sehe ich, daß ich die Blüte trage –

und gleite ruhend über einer goldnen Kugel, die tönend schwebt in blauem dunkelm Licht.

Rhythmus, Tempo, Takt, von Ilse Kattentidt.

Wenn wir uns genießerisch und zugleich selbstbetrügerisch in die „alte gute Zeit" zurückversetzen, begründen wir es damit, daß wir die schnellebige Gegenwart, ihr Tempo nicht aushalten und deuten damit zugleich an, welches Mittel wir anwenden oder anzuwenden trachten, um uns der Forderung der Gegenwart zu entziehen.

Wir kommen nicht mit, wir halten mit der Gemeinschaft nicht Schritt, bleiben also zurück, oder wir bringen unsern Eigenrhythmus derart zum Opfer, daß wir unser Tempo übersteigern und es dahin bringen, daß wir in unseren Plänen, Entscheidungen, Handlungen der Gegenwart vorauseilen.

Es liegt gegenüber der beharrlichen Verweigerung der Anerkennung des Gemeinschaftsrhythmus die Versuchung nahe, dem „Zeitdehner", der nie zu einem Entschluß kommen kann, einen Stoß zu geben und den „Zeitraffer" zu bremsen, also von außen sowohl das Tempo als auch den Rhythmus zu bestimmen. Man glaubt zu helfen, Beistand zu leisten und fühlt sich um so mehr dazu berechtigt, je größer das Leiden des Gemeinschaftsunfähigen ist oder zu sein scheint. Man bringt gewissermaßen die Größe der Not in eine unmittelbare Beziehung zu dem Tempo, mit dem die Umstellung auf die Gemeinschaftsforderung erfolgen soll. Es ist möglich, daß diese Hilfe von außen den „toten Punkt" überwindet, und zugleich eine innere Einstellung auf den Gemeinschaftsrhythmus gelingt. Es ist ebenso gut denkbar, daß der persönliche Verteidigungskampf nun ganz auf das Ziel gerichtet wird, Zeit zu gewinnen, und daß die Befestigung der Ich-Zone noch verstärkt wird.

Man kann bei Arbeitsabläufen immer wieder die Beobachtung machen, wie der Kampf gegen die Zeit geführt wird: eine freie Arbeit, deren Einzelphasen nicht an bestimmte Zeitabschnitte gebunden sind, wird immer weiter aufgeschoben, und es kommt schließlich in letzter Minute eine Notleistung zustande. Bei der Wiederholung wird festgestellt, daß eine gute Leistung nur bei ausreichendem Zeitspielraum möglich sei – und wieder wird der Anfang hinausgeschoben, diesmal mit der Begründung, daß nur unter Zeitdruck gearbeitet werden könnte. Die Leistung kommt vielleicht noch zustande, aber sie leidet sichtlich darunter, daß der zur Leistung Verpflichtete viel Kraft darauf verwendet, sich gegen den Zeitdruck, den er herausgefordert hat, zu wehren.

Dasselbe Verhalten zeigt sich bei den Entscheidungen im persönlichen Leben. In dem gleichen Maße, in dem die Zeit als Bedingung, als Frist, als Termin auftritt, als etwas von außen Bestimmtes, wendet sich die Abwehr gegen diese Bestimmung, selbst wenn ein äußeres Nachgeben erfolgt.

Die Bejahung der Gemeinschaftsforderung schließt in sich die Einstellung auf den Gemeinschaftsrhythmus, auch dann, wenn damit der Verzicht auf den Eigenrhythmus verbunden ist. Als ein Hilfsmittel in der Gemeinschaftsarbeit erscheint beim Wandern, bei der Arbeit der gemeinsame Gesang oder das gemeinsam gesprochene Signal für die einzelnen Arbeitsabschnitte. Die Beteiligung am Arbeitsgesang, am Arbeitsspruch unterdrückt den Eigenrhythmus nicht, sondern ordnet den Einzelnen in den Gesamtrhythmus ein oder vielmehr: diese Beteiligung ist ein Beweis dafür, daß der Einzelne

sich eingegliedert hat. Diese Feststellung ist notwendig zur Abwehr der Versuche, die in einigen Betrieben mit der Rhythmisierung der Arbeit von außen her gemacht werden und für die man sich beruft auf die Arbeitsgesänge der Schiffer, der Weber, der Lastträger usw.

Der Wesensunterschied beruht darin, daß die Arbeitsgesänge aus der Arbeit, aus der Gemeinschaftsarbeit hervorgehen, während Lautsprechermusik von außen her eine Rhythmisierung des Arbeitsablaufes und eine Tempobestimmung vornimmt. Es ist möglich, daß monotone Arbeit dadurch erträglicher wird, daß ein lustbetontes Moment hinzutritt. Dazu ist erforderlich, daß erst einmal ermittelt wird, ob es möglich ist, die Begleitung der Arbeit durch eine Melodie, durch eine Vorlesung so zu gestalten, daß für alle am Arbeitsprozeß Beteiligten eine Betonung der Lustgefühle erfolgt. Auch ohne Versuche glauben wir berechtigt zu sein, diese Möglichkeit zu bestreiten, und zwar einfach auf Grund von zwei Tatsachen: das Reagieren der Menschen auf Musik erfolgt keineswegs einheitlich. Man kann vielleicht sagen, daß das Aufmerken, wenn die Musik anhebt, ganz allgemein und zwangsläufig erfolgt. Aber schon das Verharren, das Mitgehen weist starke Unterschiede auf. Erst recht aber muß die Einheitlichkeit des Reagierens bestritten werden in bezug auf die Empfindung von Lust oder Unlust während des Spiels. Und zum anderen: es liegen z. B. in der Arbeit von Anitra Karsten über die „Psychische Sättigung" (Psychologische Forschung, Bd. 10, H. 2–4, Jul. Springer, Berlin) Beweise für die Behauptung vor, daß die einzelnen Menschen ganz verschiedene Einbettungsversuche vornehmen, um eine monotone oder eine lästige Arbeit erträglich zu gestalten. Wenn die Begleitmusik, die als einheitliche Nebenhandlung allen aufgedrängt wird, die Einbettungsversuche stört, entsteht die große Gefahr der Abhängigkeit von nicht zur Aufgabe gehörigen Faktoren, des Verlustes der Souveränität. Ein Verlust, der nur dadurch wett gemacht werden kann, daß die Arbeitsaufgabe immer weiter in die peripheren Schichten gedrängt und damit der Bruch zwischen dem Menschen und seiner Aufgabe stärker betont wird. Eine weitere Folge ist die Entwicklung der Nebenhandlung zur Haupthandlung in dem Sinne, daß bei jeder Veränderung der zur Hauptsache gewordenen Begleiterscheinungen eine Gefährdung der Arbeit im Sinne der Leistungsminderung erfolgt. Es soll zugegeben werden, daß dies Schlußfolgerungen sind, für die noch eine Nachprüfung der Voraussetzungen vorgenommen werden muß. Dieser Verpflichtung soll nicht aus dem Wege gegangen werden, wenn in diesen Darlegungen schon das Ergebnis scheinbar vorweggenommmen wird. Es soll gerade versucht werden, in diesem Zusammenhange aufzuzeigen, worauf sich die Untersuchungen und Beobachtungen erstrecken müssen, um zu Beweisen für die begründete Ablehnung der Rhythmisierung des Arbeitsvorganges von außen zu gelangen.

Wir unterstellen es als Tatsache, daß jeder Mensch seinen eigenen Rhythmus hat und bestrebt ist, diesem Rhythmus gemäß zu leben. Er kann veranlaßt werden, den Ablauf, die Wiederholung des Ab und Auf zugunsten eines Gemeinschaftsrhythmus zeitweise zu verändern oder sich völlig anzupassen. Im Arbeitsprozeß z. B. handelt es sich dabei um das Einstellen auf das, was man den Gemeinschafts- oder Gruppenrhythmus bezeichnen könnte, und die Gruppe wiederum muß sich bejahend zur Aufgabe (Pensum), zur Maschine, zum Unternehmen als Ganzes stellen. Schon die Innehaltung der Pausen, der gemeinsame Beginn der Arbeit, Kolonnenarbeit und andere äußere Regeln beeinflussen den Gemeinschaftsrhythmus.

Kommt die bejahende Haltung nicht zustande, so zerfällt die Gruppe, es entsteht offener oder passiver Widerstand, und Leistung und Gemeinschaft werden zerstört.

Es ist nicht notwendig, daß diese oppositionelle Haltung allen sichtbar wird, es ist möglich, daß man nur an der „Luft" innerhalb der Arbeitsstätte merkt, daß etwas nicht stimmt. Sicher aber ist, daß dieser Bruch zwischen den einzelnen Menschen einerseits und ihrer Aufgabe andererseits in das außerberufliche Leben übergreift, auch in der privaten Sphäre das Funktionieren beeinträchtigt und Außenseiter heranwachsen läßt, die schließlich in keiner Gemeinschaft mehr leben können, sich immer stärker auf sich selber zurückziehen, die Arbeit nur als Fluch empfinden und den Sinn des Lebens verneinen. Die Äußerung der Gemeinschaftsunfähigkeit kann mit Hilfe verschiedener Mittel erfolgen. Es ist möglich, daß eine ganze Gruppe, etwa aus Widerstand gegen einen Werksleiter, „aus dem Felde geht" und sich irgend einer lebensreformerischen Eigenbrödelei ergibt, während eine andere zu „Weißenberg"-Anhängern wird. In diesen Fällen wäre der Gesamtrhythmus Individuum–Gruppe–Aufgabe–Werkzeug (Maschine) nicht zustande gekommen. Häufiger wird der Fall eintreten, wo aus berechtigten oder aus belanglosen Gründen der Einzelne den Anschluß nicht findet und nun vor der Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlt, zu fliehen trachtet – indem er sich abschließt und als „Fremdkörper" oder als steinerner Gast innerhalb der Gruppe verbleibt. Er kann durch die Verlangsamung des Tempos ebensowohl als durch die Veränderung seines Rhythmus das Zurückbleiben organisieren, an das Mitleid und das Mitgetragenwerden appellierend, oder er kann als „Streber" die Reihen verlassen, sich besser dünkend und seiner Einsamkeit dadurch einen Inhalt gebend. Das Getragenwerden kann der Gemeinschaft abgetrotzt werden durch die Leistungsversager, die die Gesamtleistung bedrohen, oder durch Krankheit, durch einen Unfall. Es wird durch dieses Verhalten die Übernahme einer Kollektivverantwortung abgelehnt und die Verantwortung der Gemeinschaft für das einzelne Glied in Anspruch genommen.

Alle diese Versuche der Gemeinschaftsversagung gehören eigentlich schon dem Zuständigkeitsbereich des Therapeuten an. Er hat gutzumachen, was im Verlauf des Arbeitsprozesses verdorben ist. Doch ist seiner Arbeit und der des Arbeitspsychologen gemeinsam die Notwendigkeit darum zu wissen, zu welchem Zweck die Erfüllung der Gemeinschafts- oder Realitätsforderung versagt wird, damit die Führung zurück zur Aufgabe erfolgen oder die Flucht vor der Aufgabe verhütet werden kann.

Es ist schon gesagt worden: es kann Hilfe sein, durch die Entscheidungsfrage nach Lebensbejahung oder -verneinung den toten Punkt zu überwinden und die Einsicht zu vermitteln, daß die Leistungsfähigkeit ausreicht zur Aufgabenerfüllung. Mehr wird nicht erreicht, namentlich dann nicht, wenn durch Zwang die Entscheidung herbeigeführt wird. Je stärker der Druck ist, um so lebhafter ist das Ausbruchsbegehren. Es muß sich darum handeln, zur Entscheidung zu führen, die „Fiktion der Freiheit" aufrechtzuerhalten, daß selbständig und aus Einsicht in die Notwendigkeit die Umstellung bejaht wird. Diese Bejahung hat zur Voraussetzung das Erlebnis des eigenen Rhythmus und die Erkenntnis, daß ein Gruppenrhythmus nicht an die Bedingung geknüpft ist, daß der Einzelne sich selber verliert, sondern daß er nur die Bereitschaft haben muß, mitzuschwingen, also einzugehen in die Bewegung des Auf und Ab der Gruppe, der er zugehörig ist.

Der Arbeitspsychologe, der die Gemeinschaft erhalten oder ermöglichen will, steht vor der entscheidenden Frage, ob er imstande ist, von außen her die Schaltung vornehmen zu können. Es soll bestritten – und in Sonderversuchen nachgeprüft – werden, daß die Autonomie oder die Fiktion der Autonomie erhalten bleiben kann, wenn ein wesensfremder Vorgang dem Arbeitsgang vor- oder nebengeschaltet wird. Die Be-

obachtung der Praxis muß auf die Fragen gerichtet werden, ob der „Außenrhythmus" das Erlebnis des Gesamtrhythmus hindert, ob eine Abhängigkeit von dem als Stimulans verwendeten musikalischen Rhythmus entsteht, ob Affekte zur Entladung kommen, die sich gegen die Arbeit oder gegen die musikalische Begleitung richten. Wird die Handlungsfreiheit durch die Musik gebunden oder bleibt die Freiheit unangetastet? Wandelt die Musik die Arbeit in eine Nebenhandlung um, und wie wird die Qualität der Leistung dadurch beeinflußt? Bewirkt der Gegensatz zwischen dem Takt der Gemeinschaftsarbeit und dem Takt der Musik eine Karrikierung des Arbeitsrhythmus durch eine willkürliche Skandierung?

Es ist unmöglich, alle Fragen zu formulieren, auf die eine Beobachtung des Ablaufs der Arbeitsvorgänge Antwort geben wird. Aber an einem Beispiel möge gezeigt werden, wie der arbeitende Mensch, der sich der Maschine bedient, statt sich ihr zu unterwerfen, die Anpassung vornimmt: Die Maschine arbeitet in einem langsameren Tempo als es dem Repetivvorgang eigentlich entspricht, es entsteht eine Pause, die die Stetigkeit des Arbeitsganges unterbricht und als unangenehm, als hindernd empfunden wird. Sobald der Arbeiter sich des Ursprunges des Unlustgefühles bei dieser Arbeit bewußt wird, findet er einen Ausweg darin, daß er während der Pausen zwischen zwei Pflichtschaltungen einen völlig „sinnlosen" Hebelgriff vornimmt, sinnlos, weil der Griff nichts bewirkt oder nicht von dem eigentlichen Arbeitsprozeß gefordert wird. Und dennoch höchst sinnvoll, weil er einen regelmäßigen Arbeitsgang ermöglicht. Es handelt sich um das wörtlich zu nehmende Imgangebleiben und die Ersparnis der Kraft, die sonst auf das Wiederinbetriebsetzen verwendet werden müßte. Wenn durch Pausen die Ganzheit der Wiederholungen zerstört wird, ist der Kräfteverbrauch bei einer geringeren Zahl von Bewegungen größer als bei einer gesteigerten Anzahl von Vorgängen.

Diese Beobachtung (es wird ein tatsächlicher Vorgang berichtet) legt die Frage nahe, ob trotz der Interessenablenkung durch die musikalischen oder anderen Vorträge so viel Aufmerksamkeit für den Arbeitsgang übrig bleibt, daß Anpassungsmöglichkeiten ausfindig gemacht werden, wie es in dem mitgeteilten Beispiel geschehen ist.

Notwendig erscheint ferner eine Ermittlung der Dauer der durchschnitttlichen Leistungsfähigkeit im monoton verlaufenden Arbeitsgang und im künstlich rhythmisierten Prozeß.

Welche Betriebe weisen unter sonst gleichen Umständen mehr Unfälle oder Erkrankungen der Arbeitnehmer auf? Wie verläuft die Krankheit, und wie werden die Unfallfolgen überwunden?

Es mag denkbar sein, daß die Trennung der Arbeitssphäre von der Nicht-Berufssphäre so weit getrieben werden kann, daß die völlige Automatisierung der Arbeit nicht länger eine Behauptung, sondern eine Tatsache wird. Dann wird ein neues arbeitpsychologisches und vermutlich auch therapeutisches Problem zutage treten: trotz dieser Trennung die Einheit aufrechterhalten oder wiederherstellen.

Eine charakteristische briefliche Konsultation, von I. H. Schultz.

Der Klagebrief eines 30jähr. Mannes mit Onaniekonflikten beginnt: „Im Wartezimmer meines Arztes entnahm ich aus einer Zeitschrift, daß Sie sich speziell mit Onanie befassen."

Dieser schöne Fall entlastender Identifikation sei hier kurz festgehalten.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig